

МИНИСТЕРСТВО НАУКИ И ВЫСШЕГО ОБРАЗОВАНИЯ
РОССИЙСКОЙ ФЕДЕРАЦИИ
Федеральное государственное автономное образовательное
учреждение высшего образования
«Казанский (Приволжский) федеральный университет»
Набережночелнинский институт

Кафедра филологии

Г.Т. Гильфанова, Д.А. Салимзанова

HAUSLEKTÜRE

Учебно-методическое пособие по домашнему чтению
на материале романа Е.М.Ремарке „Drei Kameraden“
для студентов-бакалавров
по направлению подготовки 45.03.02 «Лингвистика»

ЧАСТЬ 2

Набережные Челны

2020

УДК 811.112.2'271(075.8)

ББК 81.432.4-5-923

Г47

Печатается по решению Учебно-методической комиссии отделения юридических и социальных наук Высшей школы экономики и права Набережночелнинского института К(П)ФУ протокол № от 13.04.2020

г.

Рецензенты:

Г.Р. Патенко, кандидат филологических наук, доцент кафедры социально-гуманитарных наук;

Л.В. Базарова, кандидат филологических наук, доцент кафедры филологии

Гильфанова Г.Т. Hauslektüre: учеб. метод. пособие / сост.: Г.Т. Гильфанова, Д.А. Салимзанова; Ч.2. – Набережные Челны: Издательско-полиграфический центр НЧИ К(П)ФУ, 2020. – 123 с.

Учебно-методическое пособие рекомендуется для использования на занятиях по дисциплине «Практический курс второго иностранного языка» со студентами-бакалаврами 3, 4 курсов по направлению подготовки 45.03.02 Лингвистика. Профиль подготовки «Теоретическая и прикладная лингвистика». Целью разработки по домашнему чтению является развитие навыков устной речи и умения вести дискуссию на любом уровне. Учебно-методическое пособие состоит из 2х частей. Во вторую часть вошли 12 частей и приложение со словами и выражениями для смысловой интерпретации текста. Каждая часть содержит задания к главам произведения Э.М. Ремарк «Три товарища» (с сокращениями, не затрагивающими основную сюжетную линию), направленные на усвоение активной лексики, закрепление грамматического материала. К каждой главе романа в учебно-методическом пособии приводятся комментарии к реалиям и некоторым языковым трудностям, предлагаются вопросы для пересказа и дискуссии, направленные на развитие монологической и диалогической речи.

УДК 811.112.2'271(075.8)

ББК 81.432.4-5-923

© Гильфанова Г.Т., Салимзанова Д.А., 2020

© Набережночелнинский институт К(П)ФУ, 2020

ОГЛАВЛЕНИЕ

Kapitel XVI.....	4
Pensum 16.....	12
Kapitel XVII.....	14
Pensum 17.....	23
Kapitel XVIII.....	24
Pensum 18.....	30
Kapitel XIX.....	31
Pensum 19.....	37
Kapitel XX.....	38
Pensum 20.....	44
Kapitel XXI.....	45
Pensum 21.....	53
Kapitel XXII.....	55
Pensum 22.....	57
Kapitel XXIII.....	58
Pensum 23.....	60
Kapitel XXIV.....	62
Pensum 24.....	71
Kapitel XXV.....	73
Pensum 25.....	85
Kapitel XXVI.....	87
Pensum 26.....	94
Kapitel XXVII.....	96
Pensum 27.....	106
Kapitel XXVIII.....	108
Pensum 28.....	116
Anhang.....	118

Kapitel XVI

Ich saß am Strande und sah zu, wie die Sonne unterging. Pat war nicht mitgekommen. Sie hatte sich den Tag über nicht wohl gefühlt. Als es dunkel wurde, stand ich auf, um nach Hause zu gehen. Da sah ich hinter dem Walde das Dienstmädchen herankommen. Es winkte und rief etwas. Ich verstand es nicht; der Wind und das Meer waren zu laut. Ich winkte zurück, sie solle stehenbleiben, ich käme schon. Aber sie lief weiter und hob die Hände zum Mund. „Frau – ” verstand ich, – „rasch – ”

Ich lief. „Was ist los?”

Sie jappte nach Luft. „Rasch – Frau – Unglück – ”

Ich rannte den Sandweg entlang, durch den Wald, dem Hause zu. Das hölzerne Gartentor verhedderte sich, ich sprang hinüber und stürzte ins Zimmer. Da lag Pat auf dem Bett, mit blutiger Brust und gekrampften Händen und Blut lief ihr aus dem Munde. Neben ihr stand Fräulein Müller mit Tüchern und einer Schale Wasser.

„Was ist los?” rief ich und schob sie beiseite.

Sie sagte etwas. „Bringen Sie Verbandzeug!” rief ich. „Wo ist die Wunde?” Sie sah mich mit zitternden Lippen an. „Es ist keine Wunde – ”

Ich richtete mich auf. „Ein Blutsturz”, sagte sie.

Mir war, als hätte ich einen Hammerschlag erhalten. „Ein Blutsturz?” Ich sprang auf und nahm ihr die Schüssel mit Wasser aus der Hand.

„Holen Sie Eis, holen Sie rasch etwas Eis.”

Ich tauchte das Handtuch in die Schüssel und legte es Pat auf die Brust. „Wir haben kein Eis im Hause”, sagte Fräulein Müller.

Ich drehte mich um. Sie wich zurück. „Holen Sie Eis. um Gotteswillen, schicken Sie zur nächsten Kneipe und telefonieren Sie sofort dem Arzt!”

„Wir haben doch kein Telefon – ”

„Verflucht! Wo ist das nächste Telefon?”

„Bei Maßmann.”

„Laufen Sie hin. Schnell. Telefonieren Sie sofort an den nächsten Arzt. Wie heißt er? Wo wohnt er?”

Ehe sie einen Namen nannte, schob ich sie hinaus.

„Schnell, schnell, laufen Sie rasch! Wie weit ist es?”

„Drei Minuten”, sagte die Frau und hastete los.

„Bringen Sie Eis mit!” rief ich ihr nach. Sie nickte und lief.

Ich holte Wasser und tauchte das Handtuch wieder ein. Ich wagte Pat nicht anzurühren. Ich wusste nicht, ob sie richtig lag, ich war verzweifelt, weil ich es nicht wusste, das einzige, was ich wissen musste: ob ich ihr Kissen unter den Kopf schieben oder sie flach hinlegen sollte.

Sie röchelte, dann bäumte sie sich und ein Schuss Blut quoll aus ihrem Munde. Sie atmete hoch und jammernd ein, ihre Augen waren unmenschlich entsetzt, sie verschluckte sich und hustete und wieder spritzte das Blut, ich hielt sie fest und gab nach, die Hand unter ihrer Schulter, ich spürte die Erschütterungen ihres armen gequälten Rückens, es schien endlos zu dauern, dann fiel sie schlapp zurück —

Fräulein Müller trat ein. Sie sah mich an wie ein Gespenst.

„Was sollen wir machen?“ rief ich.

„Der Arzt kommt sofort“, flüsterte sie, „Eis – auf die Brust und wenn sie kann, in den Mund –“

„Tief oder hoch legen, so reden Sie doch himmelverflucht, rasch.“

„So lassen – er kommt sofort –“

Ich packte Pat die Eisstücke auf die Brust, erlöst, dass ich etwas tun konnte, ich schlug Eis klein für Kompressen und legte sie auf und sah immer nur diesen süßen, geliebten, verzerrten Mund, diesen einzigen Mund, diesen blutenden Mund —

Da rasselte ein Fahrrad. Ich sprang hoch. Der Arzt. „Kann ich helfen?“ fragte ich. Er schüttelte den Kopf und packte seine Tasche aus. Ich stand dicht bei ihm am Bett und umklammerte die Pfosten. Er sah auf. Ich ging einen Schritt zurück und behielt ihn fest im Auge. Er betrachtete die Rippen Pats. Pat stöhnte.

„Ist es gefährlich?“ fragte ich.

„**Wo war Ihre Frau in Behandlung?**“¹²³ fragte er zurück.

„Was? In Behandlung?“ stotterte ich.

„Bei welchem Arzt?“ fragte er ungeduldig.

„Ich weiß nicht –“ antwortete ich – „nein, ich weiß nichts – ich glaube nicht –“ Er sah mich an. „Das müssen Sie doch wissen –“

„Ich weiß es aber nicht. Sie hat mir nie etwas davon gesagt.“

Er beugte sich zu Pat herunter und fragte. Sie wollte antworten. Aber wieder brach der Husten rot durch. Der Arzt fing sie auf. Sie biss in die Luft und holte pfeifend Atem. „Jaffé“, stieß sie gurgelnd hervor. „Felix Jaffé? Professor Felix Jaffé?“ fragte der Arzt. Sie nickte mit den Augen. Er wendete sich zu mir. „Können Sie ihm telefonieren? Es ist besser, ihn zu fragen.“

„Ja, ja“, antwortete ich, „ich werde sofort. Ich hole Sie dann! Jaffé?“

„Felix Jaffé“, sagte der Arzt. „Verlangen Sie bei der Auskunft die Nummer.“

„Kommt sie durch?“ fragte ich.

„Sie muss aufhören zu bluten“, sagte der Arzt. Ich fasste das Mädchen und rannte los, den Weg entlang. Sie zeigte mir das Haus mit dem Telefon. Ich klingelte. Ich verlangte ein dringendes Gespräch und wartete am Apparat.

Endlich meldete sich die Nummer. Ich fragte nach dem Professor.

„Bedaure“, sagte die Schwester, „Professor Jaffé ist ausgegangen.“

Mein Herz hörte auf zu schlagen und haute dann wie ein Schmiedehammer los. „Wo ist er denn? Ich muss ihn sofort sprechen.“

„Ich weiß es nicht. Vielleicht ist er noch einmal in die Klinik gegangen.“

„Bitte, rufen Sie die Klinik an. Ich warte hier. Sie haben doch noch einen zweiten Apparat.“

„Einen Moment.“ Die Stimme der Schwester kam wieder. „Professor Jaffé ist aus der Klinik schon fortgegangen.“

„Wohin?“

„Ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen, mein Herr.“

Aus. Ich lehnte mich an die Wand. „Hallo!“ sagte die Schwester, „sind Sie noch da?“

„Ja – hören Sie, Schwester, Sie wissen nicht, wann er zurückkommt?“

„Das ist ganz unbestimmt.“

„Hinterlässt er das denn nicht? Das muss er doch. Wenn mal was passiert, muss er doch zu erreichen sein.“

„Es ist ein Arzt in der Klinik.“

„Können Sie denn den“ – nein, es hatte ja keinen Zweck, der wusste es ja nicht – „gut, Schwester“, sagte ich todmüde, „wenn Professor Jaffé kommt, bitten Sie ihn, sofort dringend hier anzurufen.“ Ich sagte ihr die Nummer. „Aber bitte, dringend!“

„Sie können sich darauf verlassen, mein Herr.“ Sie wiederholte die Nummer und hängte ab. Ich stand da, allein. Und plötzlich hatte ich es. Ich hob den Hörer wieder ab und sagte Kösters

Nummer hinein. Er musste da sein. Es ging einfach nicht anders.

Und da kam sie, aus dem Gebrodel der Nacht, die ruhige Stimme Kösters. Ich wurde sofort selbst ruhig und sagte ihm alles. Ich fühlte, er schrieb schon mit.

„Gut“, sagte er, „ich fahre sofort los ihn zu suchen. Ich rufe an. Sei ruhig. Ich finde ihn.“ Vorbei. Vorbei? Die Welt stand stille. Der Spuk war aus. Ich lief zurück.

„Nun?“ fragte der Arzt, „haben Sie ihn erreicht?“

„Nein“, sagte ich, „aber ich habe Köster erreicht.“

„Köster? Kenne ich nicht! Was hat er gesagt? Wie hat er sie behandelt?“

„Behandelt? Behandelt hat er sie nicht. Köster sucht ihn.“

„Wen?“

„Jaffé.“

„Herrgott, wer ist denn dieser Köster?“

„Ach so – entschuldigen Sie. Köster ist mein Freund. Er sucht Professor Jaffé. Ich konnte ihn nicht erreichen.“

„Schade“, sagte der Arzt und wendete sich wieder Pat zu.

„Er wird ihn erreichen“, sagte ich. „Wenn er nicht tot ist, wird er ihn erreichen.“

Der Arzt sah mich an, als ob ich verrückt geworden wäre. Dann zuckte er die Achseln. Plötzlich hörte ich rufen. „Telefon!“

Ich drehte mich um. „Telefon. Soll ich hingehen?“ Der Arzt sprang auf. „Nein, ich. Ich kann ihn besser fragen. Bleiben Sie hier. Tun Sie nichts weiter. Ich komme sofort wieder.“

Ich setzte mich zu Pat an das Bett. „Pat“, sagte ich leise „Wir sind alle da. Wir passen auf. Es wird dir nichts passieren. Es darf dir nichts passieren. Der Professor spricht jetzt schon. Er sagt uns alles. Morgen kommt er sicher selbst. Er wird dir helfen. Du wirst gesund werden. Weshalb hast du mir denn nie etwas davon gesagt, dass du noch krank bist? Das bisschen Blut ist nicht schlimm, Pat. Wir geben es dir wieder. Köster hat den Professor geholt. Jetzt ist alles gut, Pat.“

Der Arzt kam zurück. „Es war nicht der Professor – “ Ich stand auf.

„Es war ein Freund von Ihnen, Lenz.“

„Köster hat ihn nicht gefunden?“

„Doch. Er hat ihm Anweisungen gegeben. Ihr Freund Lenz hat sie mir telefoniert. Ganz klar und richtig sogar. Ist Ihr Freund Lenz Arzt?“

„Nein. Er wollte es werden. Und Köster?“ Der Arzt sah mich an. „Lenz hat telefoniert, Köster sei vor wenigen Minuten abgefahren. Mit dem Professor.“ Ich musste mich anlehnen. „Otto“, sagte ich. „Ja“, fügte der Arzt hinzu, „das ist das einzige, was er falsch gesagt hat. Er hat gemeint, sie wären in zwei Stunden hier. Ich kenne die Strecke. Sie brauchen bei schärfster Fahrt über drei Stunden. Immerhin – “

„Doktor“, erwiderte ich, „Sie können sich darauf verlassen. Wenn er sagt, zwei Stunden, dann ist er in zwei Stunden hier.“

„Es ist unmöglich. Die Strecke ist kurvig, und es ist Nacht.“

„Warten Sie ab“, sagte ich.

Ich konnte es nicht mehr aushalten. Ich ging ins Freie. Später hörte ich von Jaffé, wie es gewesen war.

Köster hatte sofort nach dem Anruf Lenz telefoniert, er solle sich bereit halten. Dann hatte er Karl geholt und war mit Lenz zur Klinik Jaffés gerast. Die Stationsschwester nahm an, der Professor sei zum Abendessen gegangen. Sie nannte Köster eine Anzahl Lokale, in denen er vielleicht zu treffen wäre. Köster fuhr los.

Er überfuhr alle Verkehrszeichen; – er kümmerte sich nicht um die heranstürzenden **Schupos**¹²⁴. Im vierten Lokal fand er den Professor. Jaffé erinnerte sich sofort. Er ließ sein Essen stehen und kam gleich mit. Sie fuhren zu seiner Wohnung, um die notwendigen Sachen zu holen. Unterwegs fragte Jaffé, wo Pat liege. Köster nannte einen vierzig Kilometer entfernt liegenden Ort. Er wollte den Professor nur erst einmal im Wagen haben. Während Jaffé seine Tasche packte, gab er Lenz Anweisung, was zu telefonieren sei. Dann stieg er zu Köster ein. „Ist es gefährlich?“ fragte Köster.

„Ja“, sagte Jaffé.

In diesem Augenblick verwandelte sich Karl in ein weißes Gespenst. Er sprang mit einem Satz vom Start und fegte los. Er zwängte sich durch, er fuhr mit zwei Rädern über den Bürgersteig, er jagte in falscher Richtung durch Einbahnstraßen, er suchte den kürzesten Weg aus der Stadt heraus.

„Fahren Sie langsamer“, schrie der Arzt, „was nützt es Ihnen, wenn wir einen Unfall haben.“

„Wir werden keinen Unfall haben.“

„Wenn Sie so weiterfahren, in zwei Minuten.“

Köster riss den Wagen links an einer Elektrischen vorbei.

„Wir werden keinen Unfall haben.“ Er hatte jetzt eine lange Straße zu fassen. Er sah den Arzt an. „Ich weiß selbst, dass ich Sie heil hinbringen muss. Verlassen Sie sich darauf, dass ich so fahre.“

„Aber was nützt Ihnen die Raserei schon! Sie holen ein paar Minuten heraus.“

„Nein“, sagte Köster und wich einem Lastwagen mit Steinen aus, „wir haben noch zweihundertvierzig Kilometer zu fahren.“

„Was?“

„Ja –“ Der Wagen drehte sich zwischen einem Postauto und einem Autobus durch – „Ich wollte es Ihnen vorhin nicht sagen.“

„Das wäre egal gewesen“, knurrte Jaffé, „ich richte meine Hilfe nicht nach Kilometern. Fahren Sie zum Bahnhof. Wir kommen mit der Eisenbahn schneller hin.“

„Nein.“ Köster hatte die Vorstadt erreicht. Der Wind riss ihm die Worte vom Mund. „Schon erkundigt – Zug fährt zu spät –“ Er sah Jaffé noch einmal an und der Arzt musste wohl irgendwas in seinem Gesicht gesehen haben. „In Gottesnamen“, brummte er. „Ihre Freundin?“

Köster schüttelte den Kopf. Er antwortete nicht mehr.

Die Straße wurde feucht. Auf der lehmigen Straße schwänzelte der Wagen und schleuderte. Köster musste mit dem Tempo herunter. Dafür ging er nachher noch schärfer in die Kurven. Er fuhr nicht mehr mit dem Kopf; er fuhr nur noch mit dem Instinkt. Der Arzt schwieg. Plötzlich flirrte die Luft vor den Scheinwerfern, sie bekam Farbe, blasses Silber, wolkige Schleier. Es war der einzige Augenblick, wo Jaffé Köster fluchen hörte. Eine Minute später waren sie im dichten Nebel.

Köster blendete die Scheinwerfer ab. Sie schwammen in Watte.

Als sie nach zehn Minuten herauskamen, war Kösters Gesicht verfallen. Er sah Jaffé an und murmelte etwas. Dann ging er mit vollem Gas weiter, geduckt, kalt und wieder beherrscht — ich.

Wie Blei brütete die klebrige Wärme in der Stube. „Hört es noch nicht auf?“ fragte ich.

„Nein“, sagte der Arzt.

Pat sah mich an. Ich lächelte ihr zu. Es wurde eine Grimasse. „Noch eine

halbe Stunde”, sagte

Der Arzt blickte auf. „Noch anderthalb Stunden, wenn nicht zwei. Es regnet.“

Ein Käfer summte irgendwo – aber er kam nicht näher – er kam nicht näher. Er summte gleichmäßig leise; jetzt setzte er einmal aus – jetzt war er wieder da – jetzt noch einmal – ich zitterte plötzlich – das war kein Käfer, das war ein sehr weiter Wagen, der mit hohen Touren in die Kurve ging. „Sie kommen! Doktor, Pat, sie kommen. Ich höre sie schon!“ Der Arzt hatte mich schon den ganzen Abend für ziemlich verrückt gehalten. Er stand auf und horchte ebenfalls. „Es wird ein anderer Wagen sein”, sagte er schließlich. „Nein, ich kenne den Motor.“

Ich blieb draußen. Ich zitterte vor Erregung. „Karl! Karl!” sagte ich.

Jetzt wurde das Heulen schwächer; er war hinter dem Wald – und jetzt schwoll es an, rasend, jubelnd, ein heller Strich wischte durch den Nebel, die Scheinwerfer, ein Donnern, der Arzt stand fassungslos neben mir, jäh blendete uns das voll heranschießende Licht und mit knirschendem Ruck hielt der Wagen vor der Gartentür. Ich rannte hin. Der Professor stieg gerade aus. Er beachtete mich nicht, sondern ging auf den Arzt zu. Hinter ihm kam Köster. „Wie geht es ihr?” sagte er. „Sie blutet noch.“

„Kommt vor”, sagte er, „brauchst dich noch nicht zu ängstigen.” Ich schwieg und sah ihn an.

„Hast du eine Zigarette?” fragte er.

Ich gab sie ihm. „Gut, dass du gekommen bist, Otto.“

Er rauchte mit tiefen Zügen. „Dachte, es wäre besser so.“

„Du bist sehr schnell gefahren.“

„Es ging. Hatte bloß ein Stück Nebel.“

Wir saßen auf der Bank nebeneinander und warteten. „Denkst du, dass sie durchkommt?” fragte ich.

„Natürlich. Eine Blutung ist nicht gefährlich.“

„Sie hat mir nie etwas davon gesagt.“

Köster nickte. „Sie muss durchkommen, Otto”, sagte ich.

Er sah nicht auf. „Gib mir noch eine Zigarette”, sagte er, „ich habe vergessen, meine einzustecken.“

„Sie muss durchkommen”, sagte ich, „sonst ist alles Scheiße.“

Der Professor kam heraus. Ich stand auf. „Verdammt will ich sein, wenn ich noch einmal mit Ihnen fahre”, sagte er zu Köster.

„Entschuldigen Sie”, sagte Köster, „es ist die Frau meines Freundes.“

„So”, sagte Jaffé und sah mich an.

„Kommt sie durch?” fragte ich.

Er betrachtete mich aufmerksam. Ich blickte zur Seite. „Glauben Sie, dass ich so lange hier bei Ihnen stünde, wenn sie nicht durchkäme?” sagte er.

Ich biss die Zähne zusammen. Ich presste die Fäuste ineinander. Ich weinte. „Entschuldigen Sie“, sagte ich, „es geht etwas zu schnell.“

„Sowas kann gar nicht schnell genug gehen“, sagte Jaffé und lächelte.

„Nimm nicht übel, Otto“, sagte ich, „dass ich flenne.“

„War es richtig, dass Sie kamen?“ fragte Köster.

„Ja“, sagte Jaffé, „es war besser.“

„Ich kann Sie morgen früh wieder mit zurücknehmen.“

„Lieber nicht“, sagte Jaffé.

„Ich werde vernünftig fahren.“

„Ich will noch einen Tag bleiben und die Sache beobachten. Ist Ihr Bett frei?“ fragte er mich.

Ich nickte.

Ich fuhr aus einem unruhigen Halbschlaf empor. Es war grau und kühl draußen. Köster war schon wach. „Hast du nicht geschlafen, Otto?“

„Doch.“

Ich kletterte aus dem Wagen und schlich über den Gartenweg zum Fenster. Die kleine Nachttischlampe brannte noch immer. Ich sah Pat mit geschlossenen Augen im Bett liegen. Einen Moment fürchtete ich, dass sie tot sein könnte. Aber dann bemerkte ich, wie ihre rechte Hand sich bewegte. Sie war sehr blass. Aber sie blutete nicht mehr. Jetzt machte sie wieder eine Bewegung. Im selben Moment öffnete Jaffé, der auf dem zweiten Bett schlief, die Augen. Ich trat rasch zurück. Ich war beruhigt; er passte auf.

„Ich denke, wir verschwinden hier“, sagte ich zu Köster, „damit er nicht sieht, dass wir ihn kontrolliert haben.“

„Wir könnten baden gehen“, sagte Köster. „Wunderbare Luft hier.“ Er dehnte sich.

„Geh du“, sagte ich.

„Komm mit“, erwiderte er.

Wir sprangen ins Wasser und schwammen. Das Wasser leuchtete in Grau und Rot. Dann gingen wir zurück.

Der kühle Morgen, der Wind, das helle meergepeitschte Leben in mir: Pat konnte nicht sterben. Sie konnte nur sterben, wenn ich den Mut verlor. Da stand Köster, mein Kamerad; – da stand ich, Pats Kamerad – erst mussten wir sterben. Solange wir lebten, würden wir sie herausholen. So war es immer. Solange Köster lebte, konnte ich nicht sterben. Und solange wir beide lebten, konnte Pat nicht sterben.

Wir strichen um das Haus herum. „Gut für jede Minute, die sie schläft“, sagte ich. Wir gingen wieder in den Garten. Fräulein Müller hatte ein Frühstück fertiggemacht. Wir tranken heißen schwarzen Kaffee. Die Sonne ging auf. Es wurde sofort warm. Die Blätter der Bäume funkelten von Licht und Nässe. Vom Meer hörte man das Schreien der Möwen. Fräulein Müller stellte einen Busch Rosen auf den Tisch. „Den wollen wir ihr nachher geben“, sagte sie. Die Rosen

dufteten nach Gartenmauer und Kindheit. „Weißt du, Otto“, sagte ich, „ich habe ein Gefühl, als wäre ich selber krank gewesen. Man ist doch nicht mehr wie früher. Ich hätte ruhiger sein müssen. Überlegter. Je ruhiger man sich hält, um so besser kann man helfen.“

Da ging die Tür. Jaffé kam in Pyjama heraus. „Gut, gut“, winkte er ab, als er sah, dass ich fast den Kaffeetisch umwarf, „so gut es möglich ist.“

„Kann ich rein?“

„Noch nicht. Jetzt ist erst das Mädchen drin. Waschen und sowas.“

Ich schenkte ihm Kaffee ein. Er blinzelte in die Sonne und wendete sich an Köster. „Eigentlich sollte ich Ihnen dankbar sein. So komme ich wenigstens einen Tag mal raus.“

Sie lag in den Kissen, ohne Kraft, wie hingeschlagen. Ihr Gesicht war verfärbt, blaue, tiefe Schatten lagerten unter den Augen und der Mund war blass. Nur die Augen waren groß und glänzend. Viel zu groß und zu glänzend.

Ich nahm ihre Hand auf. Sie war kühl und matt. „**Pat, alter Bursche**“,¹²⁵ sagte ich verlegen und wollte mich zu ihr setzen, da entdeckte ich am Fenster das Teigg Gesicht des Dienstmädchens, das mich neugierig anstarrte. „Gehen Sie mal raus“, sagte ich ärgerlich.

„Ich soll doch die Gardinen zuziehen“, erwiderte sie.

„Hast du ihr das gesagt?“ fragte ich Pat. Sie nickte.

„Tut dir das Licht von draußen weh?“ fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. „Besser, du siehst mich heute nicht so genau“. „Pat!“ sagte ich erschreckt, „du darfst noch nicht sprechen! Aber wenn das der ganze Grund ist“. Ich setzte mich neben das Bett. „Pat“, sagte ich, „bald bist du wieder durch –“ Sie bewegte den Mund. „Morgen schon“. „Morgen noch nicht, aber in ein paar Tagen. Dann darfst du aufstehen und wir fahren nach Hause. Wir hätten nicht hierher fahren sollen, die Luft ist viel zu rauh für dich –“

„Doch“, flüsterte sie, „ich bin ja nicht krank, Robby. Es war nur ein Unfall –“

Ich sah sie an. Wusste sie denn wirklich nicht, dass sie krank war? Oder wollte sie es nicht wissen? Ihre Augen gingen unruhig hin und her.

„Brauchst keine Angst zu haben –“, flüsterte sie. Ich verstand nicht sofort, was sie meinte und weshalb es so wichtig war, dass gerade ich keine Angst haben sollte. Ich sah nur, dass sie erregt war, ihre Augen hatten einen eigentümlich gequälten, dringenden Ausdruck. Und plötzlich kam mir ein Gedanke. Ich begriff, was sie dachte. Sie glaubte, ich hätte Angst vor ihr, weil sie krank war. „Lieber Gott, Pat“, sagte ich, „ist das vielleicht der Grund, dass du mir nie etwas Genaueres gesagt hast?“

Sie antwortete nicht, aber ich sah, dass es das war.

„Verdammt“, sagte ich, „wofür hältst du mich eigentlich?“

Ich beugte mich über sie. „Lieg mal einen Augenblick ganz still, aber beweg dich nicht.“ Ich küsste sie. Ihre Lippen waren trocken und heiß. Als ich mich

aufrichtete, sah ich, dass sie weinte. Sie weinte lautlos, mit weit offenen Augen und ihr Gesicht bewegte sich nicht. Die Tränen stürzten nur so hervor.

„Um Gotteswillen, Pat –“

„Ich bin ja glücklich“, sagte sie.

Ich hatte Frauen gekannt, aber immer waren es flüchtige Begegnungen gewesen, Abenteuer, eine bunte Stunde manchmal, ein einsamer Abend, Flucht vor sich selbst, vor der Verzweigung, vor der Leere. Ich hatte es auch gar nicht anders gewollt, denn ich hatte gelernt, dass man sich auf nichts anderes verlassen konnte als auf sich selbst und höchstens noch auf einen Kameraden. Jetzt sah ich plötzlich, dass ich einem Menschen etwas sein konnte, einfach weil ich da war und dass er glücklich war, weil ich bei ihm war. Wenn man das so sagt, klingt es sehr einfach, aber wenn man darüber nachdenkt, ist es eine ungeheure Sache, die überhaupt kein Ende hat. Es ist etwas, das einen ganz zerreißen und verändern kann. Es ist Liebe und doch etwas anderes. Etwas, wofür man leben kann. Für die Liebe kann ein Mann nicht leben. Für einen Menschen wohl.

Ich wollte etwas sagen, aber ich konnte es nicht. Es ist schwer, Worte zu finden, wenn man wirklich etwas zu sagen hat.

„Pat“, sagte ich, „alter tapferer Bursche –“

In diesem Augenblick trat Jaffé ein. Er überblickte sofort die Situation. „Fabelhafte Leistung“, knurrte er, „hab mir schon sowas Ähnliches gedacht.“

Ich wollte ihm etwas entgegnen, aber er warf mich kurzerhand raus.

123 **Wo war ihre Frau in Behandlung?** – Где лечилась Ваша жена?

124 **Schupo m** – слоговая аббревиатура слова **Schutzpolizist** – полицейский

125 **Pat, alter Bursche** – Пат, дружище

Pensum 16

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Dat. Anweisungen geben, Akk. aushalten, einen Unfall haben, Dat. zulächeln, übelnehmen, j-m etwas einschenken, sich verlassen (ie, a) auf (Akk.), sich verwandeln in (Akk) (te, t), durchkommen (a, o).

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. 1. Ersetzen Sie die fettgedruckten Wörter durch Antonyme!

a. Ich saß am Strande und sah zu, wie die Sonne **unterging**.

b. Ich holte Wasser und **tauchte** das Handtuch wieder **ein**.

c. Ich **zuckte zusammen**.

d. Er wollte den Arzt nicht **vorzeitig** erschrecken.

2. Ersetzen Sie die fettgedruckten Wörter durch Synonyme!

a. Er sah Jaffe an und **murmelte** etwas.

b. Dann ging er **mit vollem Gas** weiter, geduckt, kalt und wieder beherrscht.

c. Der Arzt hatte mich schon den ganzen Abend **für** ziemlich verrückt **gehalten**.

d. Dann **tut es mir leid**, dass ich Ihnen nicht gleich die Wahrheit gesagt habe.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Wie benahm sich Robert, als es zu einem Blutsturz bei Patrice kam? An welcher Krankheit litt Patrice? Bei wem war sie in Behandlung?

2. Auf wessen Hilfe verlässt sich Robert?

3. Wird Patrice durchkommen? Warum blieb Professor Jaffe länger bei ihr?

4) Wusste Patrice wirklich nicht, dass sie krank war, oder wollte sie es nicht wissen? Warum hatte sie Robert nie etwas Genaueres von ihrer Krankheit gesagt? Warum weinte sie, als Robert sie nach dem Blutsturz küsste?

4. Zweifelnd Sie noch an Roberts Liebe zu Pat? Warum weinte er? Was bedeuteten für ihn seine früheren flüchtigen Begegnungen mit Frauen? Wie könnten Sie seine Worte deuten: „Für die Liebe kann man nicht leben. Für einen Menschen wohl.“?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Blutsturz bei Patrice Hollmann.

2. Roberts Anruf bei Professor Jaffe und Otto Köster.

3. Otto Kösters Fahrt durch die Nacht.

4. Professor Jaffe.

5. Roberts Kummer und Glück.

Kapitel XVII

Es war zwei Wochen später. Pat hatte sich soweit erholt, dass wir zurückreisen konnten. Wir hatten unsere Sachen gepackt und warteten auf Gottfried Lenz. Er sollte den Wagen abholen. Pat und ich wollten mit der Eisenbahn fahren.

Gottfried kam nach dem Mittagessen an. Ich sah seinen blonden Kopf schon von weitem über die Hecken leuchten. Erst als er in den Fahrweg zur Villa Fräulein Müllers einbog, bemerkte ich, dass er nicht allein war; – neben ihm tauchte eine Rennfahrerimitation in Miniaturformat auf, – eine riesige karierte Mütze, die mit dem Schild nach hinten aufgesetzt war, eine mächtige Staubbrille, ein weißer **Overall**¹²⁶ und ein Paar gewaltige, rubinrot leuchtende Ohren.

„Mein Gott, das ist ja Jupp!“ sagte ich erstaunt.

„Persönlich, Herr Lohkamp!“ erwiderte Jupp grinsend.

„Und in dem Aufzug! Was ist denn bloß los mit dir?“

„Das siehst du doch“, erklärte Lenz vergnügt und schüttelte mir die Hand.

„Er wird zum Rennfahrer herangebildet. Seit acht Tagen bekommt er bei mir Fahrunterricht. Da hat er mich angefleht, dass ich ihn heute mitnehmen soll. Gute Gelegenheit für ihn, seine erste Überlandtour zu machen.“

„Werde die Sache schon schmeißen, Herr Lohkamp!“ bestätigte Jupp eifrig.

„Und wie er sie schmeißen wird!“ Gottfried schmunzelte. „Ich habe sowas an einem **Verfolgungswahnsinnigen**¹²⁷ noch nicht gesehen! Am ersten Tag seines Fahrunterrichtes hat er schon versucht, mit unserer alten, guten Taxe einen Mercedes-Kompressor zu überholen. Ein verdammter, kleiner Satan!“

Gottfried blickte mit väterlichem Stolz auf seinen Fahrschüler herab.

„Zunächst schnapp dir jetzt mal die Koffer und bring sie zum Bahnhof.“

„Allein?“ Jupp explodierte fast vor Spannung. „Darf ich das Stück bis zum Bahnhof ganz allein fahren, Herr Lenz?“

Gottfried nickte und Jupp raste ins Haus.

Wir gaben die Koffer auf. Dann holten wir Pat ab und fuhren zum Bahnhof. Es war noch eine Viertelstunde zu früh, als wir ankamen. Der Bahnsteig war leer. Nur ein paar Milchkanen standen herum.

„Fahrt nur los“, sagte ich. „Ihr kommt sonst zu spät nach Hause.“

Jupp richtete sich auf. „Herr Lohkamp“, sagte er vorwurfsvoll, „ich habe mir die Sache genau durchgerechnet. Wir sind bequem um acht Uhr in der Werkstatt.“

Gottfried kletterte in den Sitz. „So, Jupp, nun zeige der Dame mal, wie ein Kavalier und künftiger Weltmeister startet!“

Pat und ich saßen noch eine Weile vor dem Bahnhof auf einer Bank. Die heiße, weiße Sonne lag breit auf der hölzernen Wand, die den Bahnsteig absperrte.

Es roch nach Harz und Salz. Pat lehnte den Kopf zurück und schloss die Augen. Sie saß ganz still, das Gesicht der Sonne zugewendet.

„Bist du müde?“ fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Robby.“

„Da kommt der Zug“, sagte ich.

Die Lokomotive stampfte heran, schwarz, klein und verloren vor der zitternden, großen Weite.

Wir stiegen ein. Der Zug war wenig besetzt. Er fuhr schnaufend an.

Pat stand neben mir am Fenster und schaute hinüber. Die Strecke führte in einer Kurve näher heran und man konnte deutlich die Fenster unserer Zimmer sehen. Sie standen offen und das weiße Bettzeug war halb herausgelegt in die Sonne.

„Da ist Fräulein Müller“, sagte Pat.

„Ja, wahrhaftig.“

Sie stand vor der Haustür und winkte. Pat holte ihr Taschentuch hervor und ließ es zum Fenster hinausflattern.

„Das sieht sie nicht“, sagte ich, „es ist zu klein und zu dünn. Hier, nimm meines.“ Sie nahm es und winkte. Fräulein Müller winkte heftig zurück.

Der Zug gewann allmählich das freie Feld. Das Haus versank und die Dünen blieben zurück. Pat gab mir mein Taschentuch zurück und setzte sich in eine Ecke. Ich zog das Fenster hoch.

Vorbei! dachte ich, Gott sei Dank, vorbei! Es war nichts als ein Traum! Ein verfluchter, böser Traum!

Kurz vor sechs Uhr kamen wir in der Stadt an. Ich nahm ein Taxi und verstaute die Koffer.

Dann fuhren wir zu Pats Wohnung.

„Kommst du mit herauf?“ fragte sie.

„Natürlich.“

Ich brachte sie hinauf, dann fuhr ich wieder hinunter, um mit dem Chauffeur zusammen die Koffer zu holen. Als ich zurückkam, stand Pat noch im Vorraum. Sie sprach mit Oberstleutnant von Hake und seiner Frau.

Wir gingen in ihr Zimmer. Es war heller, früher Abend draußen. Auf dem Tisch stand eine Glasvase mit blassroten Rosen. Pat ging ans Fenster und sah hinaus. Dann wandte sie sich um. „Wie lange waren wir eigentlich fort, Robby?“

„Genau achtzehn Tage.“

„Achtzehn Tage. Mir kommt es viel länger vor.“

„Mir auch. Das ist aber immer so, wenn man mal rauskommt.“ Sie schüttelte den Kopf. „Das meine ich nicht – “

„Sieh nur die Rosen“, sagte ich. „Sie sind von Köster. Hier liegt seine Karte dabei.“

Sie nahm die Karte auf und legte sie dann wieder auf den Tisch. Sie sah die Rosen an, aber ich sah, dass sie sie kaum bemerkte. Sie war mit ihren Gedanken

noch bei dem Liegestuhl. Sie hatte geglaubt, ihm schon entronnen zu sein und nun wurde er vielleicht doch wieder ein Teil ihres Lebens. Ich ließ sie ruhig gewähren und sagte nichts mehr. Es hatte keinen Zweck, sie abzulenken. Sie musste damit fertig werden und es war besser, es geschah jetzt, wo ich dabei war. Man konnte es mit noch so viel Worten höchstens verschieben, aber einmal kam es dann doch und vielleicht war

es dann noch viel schwerer.

Sie stand eine Weile neben dem Tisch, das Gesicht gesenkt und die Hände aufgestützt. Dann hob sie den Kopf und blickte mich an. Ich sagte nichts. Sie ging langsam um den Tisch herum und legte mir die Hände auf die Schultern.

„Alter Bursche“, sagte ich.

Sie lehnte sich an mich. Ich hielt sie fest. „Jetzt werden wir die Sache mal angehen, was?“ Sie nickte. Dann strich sie sich das Haar zurück. „War nur so ein Augenblick, Robby.“

„Natürlich.“

Es klopfte. Das Dienstmädchen kam mit dem Teewagen. „Das ist gut“, sagte Pat.

„Willst du Tee?“ fragte ich.

„Nein, Kaffee, guten, starken Kaffee.“

Ich blieb noch eine halbe Stunde. Dann wurde sie müde. Ich sah es an ihren Augen. „Du solltest etwas schlafen“, schlug ich ihr vor.

„Und du?“

„Ich gehe nach Hause und schlafe auch etwas. Dann hole ich dich in zwei Stunden zum Essen ab.“

Sie fragte nichts mehr. Sie war sehr müde und fiel nur so zusammen. Ich brachte sie zu Bett und deckte sie zu. Sie schlief sofort ein. Ich stellte die Rosen neben sie und legte auch die Karte Kösters hinzu, damit sie gleich etwas hatte, um daran zu denken, wenn sie aufwachte. Dann ging ich.

Unterwegs blieb ich vor einem Telefonautomaten stehen. Ich beschloss, Jaffé gleich jetzt anzurufen. Zu Hause war es schwierig. Da musste ich damit rechnen, dass die ganze Pension zuhörte.

Ich nahm den Hörer ab und meldete die Nummer der Klinik an. Nach einer Weile kam Jaffé an den Apparat. „Hier ist Lohkamp“, sagte ich und räusperte mich. „Wir sind heute zurückgekommen. Seit einer Stunde sind wir wieder hier.“

„Sind Sie mit dem Wagen gefahren?“ fragte Jaffé.

„Nein, mit der Bahn.“

„So, und wie geht es?“

„Gut“, erwiderte ich.

Er überlegte einen Augenblick. „Ich werde Fräulein Hollmann morgen untersuchen. Morgen vormittag um elf. Wollen Sie ihr das bestellen?“

„Nein“, sagte ich. „Ich möchte nicht, dass sie weiß, dass ich Sie angerufen habe. Sie wird sicher morgen selbst telefonieren. Vielleicht sagen Sie es ihr dann.“

„Gut. Machen wir es so. Ich werde es ihr sagen.“

„Kann ich dann morgen Nachmittag bei Ihnen vorbeikommen?“ fragte ich. Jaffé antwortete nicht. „Ich möchte gern wissen, wie es mit ihr steht“, sagte ich.

„Das kann ich Ihnen morgen noch nicht sagen“, erwiderte Jaffé. „Ich muss sie mindestens eine Woche lang beobachten. Aber ich werde Ihnen dann Bescheid geben.“

„Glauben Sie, dass sie – dass sich so ein Anfall wiederholen kann?“

Jaffé zögerte eine Sekunde. „Möglich ist es natürlich“, sagte er dann, „aber es ist nicht wahrscheinlich.“

Ich werde Ihnen das erst sagen können, wenn ich sie genau untersucht habe. Ich rufe Sie dann an.“

„Ja, danke.“

Ich hängte den Hörer an. Draußen stand ich noch eine Weile auf der Straße herum. Es war staubig und schwül. Dann ging ich nach Hause.

An der Tür stieß ich auf Frau Zalewski. Sie kam wie eine Kanonenkugel aus dem Zimmer von Frau Bender geschossen. Als sie mich sah, stoppte sie. „Was, schon zurück?“

„Wie Sie sehen. Ist inzwischen was gewesen?“

„Für Sie nichts. Post auch nicht. Aber Frau Bender ist ausgezogen.“

„So? Warum denn?“

Frau Zalewski stemmte die Arme in die Seiten. „Weil es überall Lumpen gibt. Ins Christliche **Hospiz**¹²⁸ ist sie gezogen. Mit ihrer Katze und ganzen sechszwanzig Mark Vermögen.“

Sie erzählte, dass das Kinderheim, in dem Frau Bender Säuglingsschwester gewesen war, inzwischen verkracht sei. Der Leiter, ein Pastor, hatte unglücklich an der Börse spekuliert. Frau Bender war entlassen worden und hatte dabei noch ihr rückständiges Gehalt für zwei Monate eingebüßt.

„Hat sie schon was Neues gefunden?“ fragte ich gedankenlos. Frau Zalewski sah mich nur an.

„Na ja, natürlich nicht“, sagte ich.

„Ich habe ihr gesagt, sie könne ruhig wohnen bleiben. Mit dem Bezahlen eile es nicht. Aber sie wollte nicht.“

„Was soll das Zimmer eigentlich kosten?“ fragte ich. Mir war plötzlich eine Idee gekommen.

„Siebzig Mark.“

„Viel zu teuer“, sagte ich, jetzt ganz wach.

„Mit Morgenkaffee, zwei Brötchen und reichlich Butter?“

„Erst recht. Den Morgenkaffee Fridas müssen Sie abziehen. Fünfzig, nicht einen Pfennig mehr.“

„Wollen Sie es etwa mieten?“ fragte Frau Zalewski.

„Vielleicht.“

Pat hier, immer hier, bei mir, – ich konnte mir das nicht vorstellen! Ich wäre

auch nie auf den Gedanken gekommen, wenn sie gesund gewesen wäre. So aber, – ich öffnete die Tür und maß den Balkon aus. Doch dann schüttelte ich den Kopf und ging in meine Bude zurück. Sie schlief noch, als ich bei ihr eintrat. Ich setzte mich leise in einen Sessel neben das Bett, aber sie erwachte sofort.

„Schade, ich habe dich aufgeweckt“, sagte ich.

„Bist du die ganze Zeit hier gewesen?“ fragte sie.

„Nein. Eben erst wieder gekommen.“

Sie dehnte sich und legte ihr Gesicht gegen meine Hand. „Das ist gut. Ich habe nicht gern, wenn man mir beim Schlafen zusieht.“

„Das kann ich verstehen. Ich habe es auch nicht gern. Ich wollte dir auch nicht zusehen. Ich wollte dich nur nicht wecken. Willst du nicht noch ein bisschen schlafen?“

„Nein, ich bin ganz ausgeschlafen. Ich stehe gleich auf.“ Ich ging in das Zimmer nebenan, während sie sich anzog.

Pat kam herein. Sie sah wunderschön aus, ganz frisch und gar nicht mehr abgespannt. „Du siehst glänzend aus“, sagte ich überrascht.

„Ich fühle mich auch gut, Robby. Als wenn ich eine ganze Nacht geschlafen hätte. So etwas wechselt rasch bei mir.“

„Ja, weiß Gott! Manchmal geht es so rasch, dass man kaum mitkommt.“

„Ja, Liebling“, sagte sie und nickte, „das ist wirklich so. Und nun komm, wir wollen jetzt essen gehen.“ „Wohin wollen wir denn gehen?“ fragte ich.

„Zu Alfons. Ich muss all das wiedersehen. Ich habe das Gefühl, als wäre ich eine Ewigkeit fortgewesen.“

„Gut!“ sagte ich. „Aber hast du auch den richtigen Hunger dafür? Zu Alfons kann man nicht gehen ohne Hunger. Er wirft einen sonst raus.“

Sie lachte. „Ich habe sogar einen furchtbaren Hunger.“

„Dann los!“ Ich war plötzlich sehr froh.

Der Einzug bei Alfons war triumphal. Er begrüßte uns, verschwand gleich darauf und kam wieder, einen weißen Kragen und eine grüngepunktete Krawatte umgebunden. Das hätte er beim deutschen Kaiser nicht gemacht.

„Also, Alfons, was gibt es Gutes?“ fragte Pat und stemmte beide Hände auf den Tisch.

Alfons schmunzelte, blies die Lippen auf und machte die Augen klein. „Sie haben Glück gehabt! Es gibt heute Krebse!“

Er trat einen Schritt zurück, um die Wirkung zu beobachten. Sie war erstklassig. „Dazu ein Glas jungen Moselwein“, flüsterte er verzückt und trat noch einen Schritt zurück. Er erntete stürmischen Beifall, merkwürdigerweise auch von der Tür her. Dort erschien nämlich mit wildem, gelbem Haar und sonnenverbrannter Nase gerade der grinsende Schädel des letzten Romantikers.

„Gottfried?“ schrie Alfons auf, „du? Persönlich? Mensch, was für ein Tag! Komm an meine Brust!“

„Jetzt kannst du was erleben“, sagte ich zu Pat.

Die beiden stürzten einander in die Arme. Alfons klopfte Lenz auf den Rücken, dass es klang, als wäre nebenan eine Schmiede. „Hans“, schrie er zum Kellner hinüber, „bring den Napoleon!“

Er schleppte Gottfried zur Theke. Der Kellner brachte eine große, verstaubte Flasche heran.

Alfons schenkte zwei Gläser voll.

Beide tranken die Gläser auf einen Zug leer.

„Erstklassig!“ sagte Gottfried. „Ein Kognak für Madonnen!“

„Eine Schande, ihn so runterzusaufen“, bestätigte Alfons.

„Aber wie soll man langsam trinken, wenn man sich freut! Komm, wir nehmen noch einen!“

Etwas atemlos kam Lenz zurück an den Tisch. Er zog seine Uhr. „Zehn Minuten vor acht mit dem Citroen in der Werkstatt angekommen. Was sagt ihr dazu?“

„Ein Rekord“, erwiderte Pat. „Jupp soll leben! Ich werde ihm ebenfalls eine Schachtel Zigaretten stiften.“

„Und du kriegst dafür eine Portion Krebse extra!“ erklärte Alfons, der Gottfried auf dem Fuße gefolgt war. Dann übergab er uns eine Art von Tischtüchern. „Zieht eure Jacken mal aus und bindet das hier um! Die Dame erlaubt es doch, oder nicht?“

„Ich halte es sogar für notwendig“, sagte Pat.

Alfons nickte erfreut. „Sie sind eine vernünftige Frau, das wusste ich. Krebse muss man gemüthlich essen. Ohne Angst vor Flecken.“ Er schmunzelte. „Sie selbst bekommen natürlich etwas Eleganteres.“

Der Kellner Hans brachte einen schneeweißen Küchekittel. Alfons entfaltete ihn und half ihr hinein. „Steht Ihnen gut“, lobte er.

„Heftig, heftig!“ erwiderte sie und lachte.

„Freut mich, dass Sie sich das gemerkt haben“, sagte Alfons wohlwollend. „Wärmt einem das Herz.“ Alfons ging zum Grammophon. Gleich darauf donnerte der Pilgerchor aus dem „**Tannhäuser**“¹²⁹ los. Wir lauschten schweigend.

Kaum war der letzte Ton verklungen, da öffnete sich die Küchentür und der Kellner Hans erschien mit einer Schüssel, so groß wie eine Kinderbadewanne. Sie dampfte und war voll Krebse. Er stellte sie keuchend auf den Tisch. „Bring mir auch eine Serviette“, sagte Alfons.

„Du willst mit uns essen, Goldjunge?“ rief Lenz.

„Welche Auszeichnung!“

„Wenn die Dame nichts dagegen hat?“

„Im Gegenteil, Alfons!“

Pat rückte ihren Stuhl beiseite und er nahm neben ihr Platz.

Er griff in die Schüssel und begann, mit unheimlicher Geschwindigkeit für sie einen Krebs zu zerlegen. Er machte das mit seinen riesigen Händen so geschickt

und elegant, dass sie nichts anderes zu tun hatte, als die ihr appetitlich mit der Gabel dargebotenen Bissen zuessen.

„Schmeckt‘s?“ fragte er.

„Prachtvoll!“ Sie hob ihr Glas. „Auf Ihr Wohl, Alfons.“

Alfons stieß feierlich mit ihr an und trank sein Glas langsam aus. Ich sah sie an. Es wäre mir lieber gewesen, sie hätte irgendetwas ohne Alkohol getrunken. Sie spürte meinen Blick.

„Salute, Robby“, sagte sie.

Sie war wunderschön, ganz leuchtend und froh.

„Salute, Pat“, sagte ich und trank mein Glas aus.

„Ist es nicht herrlich hier?“ fragte sie und sah mich immer noch an.

„Wunderbar!“ Ich schenkte mir von neuem ein.

„Prost, Pat!“

Ein Schein ging über ihr Gesicht. „Prost, Robby! Prost, Gottfried!“

Wir tranken zum Schluss alle noch einen Napoleon und verabschiedeten uns dann von Alfons. Pat war glücklich. „Es war herrlich!“ sagte sie. „Ich danke Ihnen auch vielmals, Alfons. Es war wirklich herrlich!“ Sie gab ihm die Hand. Alfons murmelte etwas und küsste ihr die Hand. Lenz fielen vor Erstaunen darüber fast die Augen aus dem Kopf. „Kommt bald wieder“, sagte Alfons. „Du auch, Gottfried!“

Draußen stand klein und verlassen unter der Laterne der Citroen.

„Oh“, sagte Pat und blieb stehen. Es zuckte über ihr Gesicht.

„Ich habe ihn nach seiner Leistung heute Herkules getauft!“ Gottfried öffnete den Schlag. „Soll ich euch nach Hause fahren?“

„Nein“, sagte Pat.

Pat nahm meinen Arm. Sie ging mit ihren schönen, geschmeidigen Schritten neben mir her, ich spürte die Wärme ihrer Hand, ich sah den Schimmer der Laternenlichter über ihr belebtes Gesicht gleiten, – nein, ich konnte es nicht begreifen, dass sie krank war, ich konnte es nur tagsüber begreifen, aber abends nicht, wenn das Leben zärtlicher und wärmer und verheißungsvoller war —

„Wollen wir noch ein bisschen zu mir gehen?“ fragte ich. Sie nickte.

Ich schloss auf und sah nach. Der Korridor lag kahl erleuchtet da wie eine schmale Vorstadtstraße.

Ich holte Pat herein.

„Ich glaube, wir machen lieber kein Licht, was?“ fragte ich in meinem Zimmer.

„Doch, Liebling. Einmal ganz kurz, dann kannst du es wieder ausmachen.“

„Du bist ein unersättlicher Mensch“, sagte ich, tauchte kurz die rote

Plüschherrlichkeit¹³⁰ in grelles Licht und machte es schleunigst wieder aus.

Die Fenster standen offen und von den Bäumen draußen hauchte die Nachtluft frisch wie aus einem Walde herein.

„Schön“, sagte Pat und kauerte sich in die Ecke der Fensterbank.

„Findest du es wirklich schön hier?“

„Ja, Robby. Wie in einem großen Sommerpark. Herrlich!“

„Hast du dir im Vorbeigehen das Zimmer nebenan einmal angesehen?“
fragte ich.

„Nein, warum?“

„Hier links dieser prachtvolle, große Balkon gehört dazu. Er ist ganz abgedeckt und ohne Gegenüber. Wenn du da jetzt wohntest, brauchtest du nicht einmal einen Badeanzug für deine Sonnenbäder.“

„Ja, wenn ich da wohnte –“

„Das kannst du“, sagte ich leichthin. „Du hast ja gesehen, das Zimmer wird in den nächsten Tagen frei.“

Sie sah mich an und lächelte. „Glaubst du, dass so etwas richtig wäre für uns? Dauernd so nahe zusammen zu sein?“

„Wir wären ja gar nicht dauernd zusammen“, erwiderte ich. „Tagsüber bin ich doch überhaupt nicht da. Abends auch oft nicht. Aber wenn wir dann schon mal zusammen wären, brauchten wir nicht in Lokalen zu sitzen oder uns immer wieder so rasch zu trennen, als wären wir beieinander nur zu Besuch.“

Sie rührte sich ein wenig in ihrer Ecke. „Das klingt ja beinahe so, als hättest du es dir schon genau überlegt, Liebling.“

„Habe ich auch“, sagte ich. „Den ganzen Abend schon.“

Sie richtete sich auf. „Meinst du es wirklich im Ernst, Robby?“

„Zum Donnerwetter, ja“, sagte ich, „merkst du das immer noch nicht?“

Sie schwieg einen Augenblick. „Robby“, sagte sie dann und ihre Stimme war tiefer als vorher,

„wie kommst du gerade jetzt darauf?“

„Ich komme darauf“, erwiderte ich, heftiger als ich wollte, denn ich fühlte plötzlich, dass jetzt die Entscheidung kam über vieles mehr noch als über das Zimmer, „ich komme darauf, weil ich gesehen habe in diesen letzten Wochen, wie wunderbar es ist, ganz zusammen zu sein. Ich kann das nicht mehr ertragen, dieses stundenweise Treffen! Ich will mehr von dir haben! Ich will, dass du immer bei mir bist, ich habe keine Lust mehr auf das kluge Versteckenspiel der Liebe, es ist mir zuwider, ich brauche es nicht, ich will einfach dich und nochmals dich, ich werde nie genug kriegen von dir und ich will dich nicht eine einzige Minute entbehren.“

Ich hörte ihren Atem. Sie hockte in der Fensterecke, die Hände um die Knie gelegt, und schwieg. „Du kannst mich ruhig auslachen“, sagte ich.

„Auslachen?“ erwiderte sie.

„Na ja, weil ich immer sage: ich will. Du musst schließlich ja auch wollen.“
Sie sah auf. „Weißt du, dass du dich verändert hast, Robby?“

„Nein.“

„Doch. Du sagst es ja selbst. Du willst. Du fragst nicht mehr so viel. Du willst einfach.“

„Das ist noch keine so große Veränderung. Du kannst ja trotzdem nein sagen, auch wenn ich noch so sehr will.“

Sie beugte sich plötzlich zu mir vor. „Warum sollte ich denn nein sagen, Robby“, sagte sie mit sehr warmer und zärtlicher Stimme, „ich will es ja auch –“

Überrascht nahm ich sie um die Schultern. Ihr Haar streifte mein Gesicht. „Ist das wahr, Pat?“

„Aber ja, Liebling.“

„Verdammt“, sagte ich, „das hätte ich mir viel schwerer vorgestellt.“

Wir standen noch eine Weile am Fenster. „Deine Sachen nehmen wir alle mit“, sagte ich. „Du sollst hier nichts entbehren. Sogar einen Teewagen schaffen wir uns an. Frida wird das schon lernen.“

„Wir haben ja einen, Liebling. Er gehört ja mir.“

„Um so besser. Dann werde ich morgen gleich mit Frida trainieren.“

Sie lehnte den Kopf gegen meine Schulter. Ich spürte, dass sie müde war. „Soll ich dich jetzt nach Hause bringen?“ fragte ich.

„Gleich. Ich lege mich nur noch einen Augenblick hin.“

Sie lag ruhig, ohne zu sprechen, auf dem Bett, als schliefe sie. Aber ihre Augen waren offen und manchmal fing sich in ihnen der **Reflex**¹³¹ der Lichtreklamen, die wie bunte Nordlichter lautlos über die Wände und die Decke glitten. Es war draußen still geworden.

„Du solltest gleich hier bleiben“, sagte ich. Sie richtete sich auf. „Heute nicht, Liebling

„Ich hätte viel lieber, wenn du hier bliebest

„Morgen –“

Sie stand auf und ging leise durch das dunkle Zimmer. Ich dachte an den Tag, als sie zum ersten Male bei mir geblieben und in der grauen Dämmerung der Frühe ebenso still durch das Zimmer gegangen war, um sich anzuziehen.

Sie kam zurück aus der Dunkelheit zu mir und nahm mein Gesicht in ihre Hände. „Es war schön bei dir, Liebling. Sehr schön. Es ist gut, dass du da bist.“

Ich erwiderte nichts. Ich konnte nichts erwidern.

126 **Overall** (англ.) *m* – комбинезон

127 **Verfolgungswahnsinniger** *m* – одержимый манией преследования

128 **Hospiz** *n* – приют

129 **Tannhäuser** – опера Рихарда Вагнера «Тангейзер»

130 **Plüschherrlichkeit** *f* (авт.) – имеется ввиду обтянутая плюшем мягкая мебель

131 **Reflex** *m* – здесь: отблеск

Pensum 17

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Türmen (te, t), anflehen (o, o) (Akk.) um (Akk.), an Dat. bei Dat. vorbeikommen, auf den Gedanken kommen, ausschlafen, Akk. entbehren, sich in die Arme stürzen (te, t).

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Lesen Sie den Auszug phonetisch korrekt vor! Übersetzen Sie diesen Auszug schöpferisch!

„Tagsüber bin ich doch überhaupt nicht da. Abends auch oft nicht. Aber wenn wir dann schon mal zusammen wären, brauchten wir nicht in Lokalen zu sitzen oder uns immer wieder so rasch zu trennen, als wären wir beieinander nur zu Besuch.“<...> Sie schwieg einen Augenblick. „Robby“, sagte sie dann und ihre Stimme war tiefer als vorher, „wie kommst du gerade jetzt darauf?“ „Ich komme darauf“, erwiderte ich, heftiger als ich wollte, denn ich fühlte plötzlich, dass jetzt die Entscheidung kam über vieles mehr noch als über das Zimmer, „ich komme darauf, weil ich gesehen habe in diesen letzten Wochen, wie wunderbar es ist, ganz zusammen zu sein. Ich kann das nicht mehr ertragen, dieses stundenweise Treffen! Ich will mehr von dir haben! Ich will, dass du immer bei mir bist, ich habe keine Lust mehr auf das kluge Versteckenspiel der Liebe, es ist mir zuwider, ich brauche es nicht, ich will einfach dich und nochmals dich, ich werde nie genug kriegen von dir und ich will dich nicht eine einzige Minute entbehren.“

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Warum war Jupp so glücklich?
2. Wozu wollte Robert bei Professor Jaffe vorbeikommen? Was sagte der Professor über Pats Gesundheitszustand?
3. Wie benahm sich Alfons in Anwesenheit Pats? Wie stand er zu ihr?
4. Warum wurde Patrice Hollmann überall nicht als Kranke behandelt? Wie war ihre Stimmung? Welche Gedanken quälten sie, als sie ihren Liegestuhl auf dem Balkon sah? Wie nahm sie Roberts Vorschlag an, in die Pension Zalewski umzuziehen?
5. Warum sagte sie Robert: „Es ist gut, dass du da bist.“ Liebt sie ihn? Oder rechnete sie nur mit seiner Hilfe? Warum zweifelte sie, ob es für sie richtig wäre, dauernd zusammen zu sein? Warum entschied sie sich doch für das Zimmer in der Pension Zalewski?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Jupp als Fahrschüler und Rennfahrer.
2. Wieder in der alten Wohnung.
3. Roberts Anruf bei Professor Jaffe.
4. Abendessen bei Alfons und in der Bar.
5. Pats Entscheidung.

Kapitel XVIII

Unser Taxi stand vor der Bar. Ich ging hinein, um Lenz abzulösen und mir den Schlüssel und die Papiere zu holen. Gottfried kam mit heraus. „Hast du gute Kasse gehabt?“ fragte ich.

„Mäßig“, erwiderte er. „Entweder gibt es zu viel Taxis oder zu wenig Leute, die Taxi fahren.“

Wie wars denn bei dir?“

„Schlecht. Habe die ganze Nacht herumgestanden und nicht mal zwanzig Mark eingenommen.“

„Trübe Zeiten!“ Gottfried zog die Brauen hoch. „Na, dann hast du’s ja wohl nicht so sehr eilig heute, was?“

„Nein, warum?“

„Kannst mich mal ein Stück mitnehmen.“

„Gut.“ Wir stiegen ein. „Wo willst du denn hin?“ fragte ich.

„Zum Dom¹³².“

Ich hielt vor dem Hauptportal. „Weiter“, sagte Gottfried. „Ganz herum.“

Er ließ mich vor einem kleinen Eingang an der Rückseite halten und stieg aus. „Viel Vergnügen“, sagte ich. „Ich nehme an, dass du beichten willst.“

„Komm mal mit“, erwiderte er.

Ich lachte. „Heute nicht. Ich habe heute Morgen schon gebetet. Das reicht bei mir für den ganzen Tag.“

„Rede keinen Unsinn, Baby! Komm mit. Ich will großmütig sein und dir was zeigen.“ Neugierig folgte ich ihm.

Gottfried zeigte auf ein paar mächtige weiße und rote Rosenbüsche. „Das wollte ich dir zeigen!

Erkennst du sie wieder?“

Überrascht blieb ich stehen. „Natürlich erkenne ich sie wieder“, sagte ich. „Also hier hast du geerntet, du alter Kirchenräuber!“

Pat war vor einer Woche zu Frau Zalewski umgezogen und Lenz hatte ihr abends durch Jupp einen riesigen Strauß Rosen geschickt. Es war eine solche Menge gewesen, dass Jupp zweimal herunter musste und jedesmal mit beiden Armen voll wiederkam. Ich hatte mir schon den Kopf zerbrochen, wo Gottfried

sie nur herhaben mochte, denn ich kannte sein Prinzip, Blumen niemals zu kaufen.

„Das ist eine Idee!“ sagte ich anerkennend. „Darauf soll ein Mensch kommen!“

Gottfried schmunzelte. „Der Garten hier ist eine wahre Goldgrube!“ Er legte mir feierlich die Hand auf die Schulter. „Hiermit nehme ich dich als Teilhaber auf! Danke, du kannst es gerade jetzt gut gebrauchen!“

Wir gingen durch den Garten. Die Rosen dufteten betäubend. Wie eine summende Wolke flogen Bienenschwärme von Blüte zu Blüte.

Ich setzte Gottfried ab und fuhr zum Stand zurück. Unterwegs kam ich am Friedhof vorbei. Ich wusste, dass Pat jetzt in ihrem Liegestuhl auf dem Balkon lag und hupte ein paarmal. Aber es zeigte sich nichts und ich fuhr weiter. Nachdenklich fuhr ich zum Stand und stellte mich in die Reihe der wartenden Taxis. Die Sonne brütete auf das Verdeck.

Ich stieg aus und ging nach vorn zu Gustavs Wagen. „Hier, trink mal“, forderte er mich auf und hielt mir eine Thermosflasche hin. „Wunderbar kalt! Eigene Erfindung! Kaffee mit Eis. Bleibt stundenlang so bei der Hitze. Ja, Gustav ist praktisch!“

Ich nahm einen Becher und trank ihn aus. „Wenn du so praktisch bist“, sagte ich, „dann erzähl mir doch mal, wie man einer Frau etwas Unterhaltung verschaffen kann, wenn sie viel allein ist.“

„So was Einfaches?“ Gustav sah mich überlegen an. „Mensch Robert! Ein Kind oder ein Hund!“

Frag mich mal was Schwereres!“

„Ein Hund!“ sagte ich überrascht, „verflucht ja, ein Hund! Da hast du recht! Mit einem Hund ist man nie allein!“

Ich bot ihm eine Zigarette an. „Hör mal, hast du zufällig eine Ahnung von sowas? So ein Köter muss doch jetzt billig zu kaufen sein.“

Gustav schüttelte vorwurfsvoll den Schädel. „Aber Robert, du weißt wahrhaftig noch gar nicht, was du an mir hast! Mein künftiger Schwiegervater ist doch zweiter Schriftführer vom **Dobermannpinscherverein**¹³³!

Ich erklärte Gustav, dass ein Dobermann nicht das Richtige sei. Er wäre mir zu groß und nicht zuverlässig im Charakter. Gustav überlegte nur kurz. „Komm mal mit“, sagte er. „Wollen mal **spekulieren**¹³⁴ gehen. Ich weiß da was. Darfst mir nur nicht dazwischenreden.“

„Gut.“

Er führte mich zu einem kleinen Geschäft.

Ein krummbeiniger, kleiner Mann mit einer braunen Strickweste kam uns entgegen. Wässerige Augen, fahle Haut, ein Leuchtkolben als Nase: Bier- und Schnapstrinker.

Im Hintergrund des Ladens kläffte und winselte es. Gustav ging hinüber. Er brachte im Genick zwei kleine Terrier heran, links einen schwarzweißen, rechts

einen rotbraunen. Unmerklich zuckte die Hand mit dem rotbraunen. Ich sah ihn an: ja.

Es war ein wunderschöner, spielerischer Hund. Die Beine gerade, der Körper quadratisch, der Kopf viereckig, klug und frech.

Wir machten ab, dass ich den Hund später holen sollte, wenn ich mit dem Taxifahren fertig war.

Kurz vor sechs Uhr fuhr ich in die Werkstatt zurück. Köster erwartete mich. „Jaffé hat heute Nachmittag telefoniert. Du sollst ihn anrufen.“

Ich bekam einen Augenblick keinen Atem. „Hat er was gesagt, Otto?“

„Nein, nichts Besonderes. Nur dass er bis fünf in seiner Sprechstunde ist. Nachher im Dorotheenkrankenhaus. Du wirst also dort anrufen müssen.“

„Gut.“

Ich ging ins Büro. Es war warm und stickig, aber ich froh, und der Telefonhörer zitterte in meiner Hand. „Unsinn“, sagte ich und stützte den Arm fest auf den Tisch.

Es dauerte lange, bis ich Jaffé erreichte. „Haben Sie Zeit?“ fragte er. „Ja.“

„Dann kommen Sie doch gleich hier heraus. Ich bin noch eine Stunde da.“

„Gut“, sagte ich, „in zehn Minuten bin ich da.“

Ich legte den Hörer auf und rief sofort zuhause an. Das Dienstmädchen war am Apparat. Ich fragte nach Pat. „Weiß nicht, ob sie da ist“, sagte Frida brummig.

„Will mal nachsehen.“ Ich wartete. Mein Kopf war dick und heiß. Es dauerte endlos. Dann hörte ich ein Scharren und Pats Stimme. „Robby?“ Ich schloss einen Moment die Augen. „Wie geht es, Pat?“

„Gut. Ich habe bis eben auf dem Balkon gesessen und gelesen. Ein aufregendes Buch.“

„So, ein aufregendes Buch“, sagte ich. „Das ist ja schön. Ich wollte dir nur sagen, dass ich heute ein bisschen später nach Hause komme. Bist du schon fertig mit deinem Buch?“

„Nein, ich bin mitten drin. Ein paar Stunden reicht es noch.“

„Bis dahin bin ich längst da. Und nun lies rasch weiter.“ Ich blieb einen Augenblick sitzen.

Dann stand ich auf. „Otto“, sagte ich, „kann ich Karl mal haben?“

„Natürlich. Wenn du willst, fahre ich mit. Ich habe hier nichts zu tun.“

„Ist nicht nötig. Es ist weiter nichts. Ich habe schon zuhause angerufen.“

Ich musste ein paar Minuten auf Jaffé warten. Eine Schwester führte mich in ein kleines Zimmer, in dem alte Zeitschriften umherlagen. Ein paar Blumentöpfe mit Rankengewächsen standen auf der Fensterbank.

Jaffé kam herein.

„Ich habe Ihnen versprochen, zu sagen, wie es mit Fräulein Hollmann steht“, sagte Jaffé. „Sie war vor zwei Jahren sechs Monate im Sanatorium. Wissen Sie das?“

„Nein“, sagte ich und sah weiter auf die Tischdecke.

„Es hatte sich danach gebessert. Ich habe sie jetzt genau untersucht. Sie muss diesen Winter unbedingt noch einmal hin. Sie kann nicht hier in der Stadt bleiben.“

„Wann muss sie fort?“ fragte ich.

„Im Herbst. Spätestens Ende Oktober.“

„Es war also keine vorübergehende Blutung?“

„Nein.“

Ich hob die Augen. „Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen“, fuhr Jaffé fort, „dass diese Krankheit ganz unberechenbar ist. Vor einem Jahr schien sie zu stehen, die Verkapselung war eingetreten und es war anzunehmen, dass sie geschlossen blieb. Ebenso, wie sie jetzt wieder aufgebrochen ist, kann sie überraschend wieder zum Stillstand kommen. Ich sage das nicht so daher,

– es ist wirklich so. Ich selbst habe merkwürdige Heilungen erlebt.“

„Verschlimmerungen auch?“

Er sah mich an. „Das auch, natürlich.“

Er begann mir die Einzelheiten zu erklären. Beide Lungenflügel waren angegriffen, der rechte weniger, der linke stärker. Dann unterbrach er sich und klingelte nach der Schwester.

„Holen Sie einmal meine Mappe.“

Die Schwester brachte sie. Jaffé nahm zwei große Photographien heraus. Er zog die knisternden Umschläge herab und hielt sie gegen das Fenster. „So sehen Sie es besser. Hier haben wir die Röntgenbilder.“

Jaffé zeichnete mit der Pinzette einzelne Linien und Verfärbungen auf der Platte nach und erklärte sie. Schließlich wandte er sich mir zu. „Haben Sie es verstanden?“

„Ja“, sagte ich.

„Was ist denn?“ fragte er.

„Nichts“, erwiderte ich. „Ich kann das nur nicht gut sehen.“

„Ach so.“ Er rückte an seiner Brille. Dann schob er die Photographien wieder in die Hüllen zurück und musterte mich forschend. „Machen Sie sich keine unnützen Gedanken.“

„Das tue ich nicht. Aber es ist ein gottverdammtes Elend! Millionen Menschen sind gesund!

Warum dieser eine nicht?“ Jaffé schwieg eine Weile.

„Darauf kann niemand eine Antwort geben“, sagte er dann.

„Ja“, erwiderte ich, plötzlich furchtbar erbittert und ganz taub vor Wut, „darauf kann niemand eine Antwort geben! Natürlich nicht! Auf das Elend und das Sterben kann niemand eine Antwort geben! Verflucht! Nicht einmal tun kann man etwas dagegen!“

Jaffé sah mich lange an. „Entschuldigen Sie“, sagte ich. „Aber ich kann mir nichts vormachen.“

Das ist das Verfluchte.”

„Vor neun Jahren starb meine Frau. Sie war fünfundzwanzig Jahre alt. Nie krank gewesen.

Grippe.” Er schwieg einen Augenblick. „Sie verstehen, weshalb ich Ihnen das sage?” Ich nickte wieder.

„Man kann nichts voraus wissen. Der Todkranke kann den Gesunden überleben. Das Leben ist eine sonderbare Angelegenheit.” Sein Gesicht war jetzt sehr faltig. Eine Schwester kam und flüsterte ihm etwas zu. Er reckte sich auf und nickte zum Operationssaal hinüber.

„Ich muss jetzt da hinein. Zeigen Sie Pat nicht, wenn Sie Sorge haben. Das ist das Wichtigste.

Können Sie das?”

„Ja”, sagte ich.

Er gab mir die Hand und ging rasch mit der Schwester durch die Glastür in den kalkweiß erleuchteten Saal.

Ich blieb eine Zeitlang im Wagen sitzen und starrte vor mich hin. Dann nahm ich mich zusammen und fuhr zurück zur Werkstatt. Köster wartete auf mich vor dem Tor. Ich fuhr den Wagen in den Hof und stieg aus. „Wusstest du es schon?” fragte ich.

„Ja”, erwiderte er, „Aber Jaffé wollte es dir selber sagen.” Ich nickte.

Köster sah mich an.

„Otto”, sagte ich, „ich bin kein Kind und weiß, dass noch nichts verloren ist. Aber es wird mir vielleicht doch schwer werden, mich heute abend nicht zu verraten, wenn ich mit Pat allein bleibe. Morgen geht es. Dann bin ich durch. Wollen wir heute alle zusammen irgendwohin gehen?”

„Selbstverständlich, Robby. Ich habe schon daran gedacht und Gottfried Bescheid gesagt.”

„Dann gib mir Karl noch einmal. Ich fahre nach Hause und hole erst Pat ab und dann, in einer Stunde, euch.”

„Gut.”

Ich fuhr los. In der Nikolaistraße fiel mir ein, dass ich den Hund vergessen hatte. Ich drehte um und fuhr zurück, um ihn zu holen.

Der Laden war nicht beleuchtet, aber die Tür war offen.

Der Terrier sprang mir entgegen, beschnupperte mich und leckte mir die Hand. Seine Augen schimmerten grün im schrägen Schein, der von der Straße hereinfiel.

Ich nahm den Hund, der sich warm an mich drängte, und ging. Geschmeidig, mit langen, weichen Bewegungen, lief er neben mir her zum Wagen.

Ich fuhr nach Hause und ging vorsichtig, den Hund an der Leine, hinauf. Auf dem Korridor blieb ich stehen und schaute in den Spiegel. Mein Gesicht war wie sonst. Ich klopfte an Pats Tür, öffnete sie ein wenig und ließ den Hund hinein.

„Mein Gott!“ rief Pat. „Das ist ja ein irischer Terrier!“

„Alle Achtung!“ sagte ich. „Vor ein paar Stunden habe ich das noch nicht gewusst.“ Sie beugte sich herunter und der Hund sprang stürmisch an ihrhoch.

„Wie heißt er denn, Robby?“

„Keine Ahnung. Wahrscheinlich Kognak oder Whisky oder so, nach seinem letzten Besitzer.“

„Gehört er uns?“

„Soweit ein lebendiges Wesen einem anderen gehören kann, ja.“

Sie war ganz atemlos vor Freude. „Wir werden ihn Billy nennen, Robby! Meine Mutter hatte einen als Mädchen. Sie hat mir oft davon erzählt. Er hieß auch Billy!“

„Dann habe ich es ja gut getroffen“, sagte ich.

„Pat“, sagte ich und nahm sie fest in die Arme, „es ist wunderbar, nach Hause zu kommen und dich hier zu finden. Es ist immer wieder eine Überraschung für mich. Wenn ich das letzte Stück der Treppe emporsteige und die Tür aufschließe, habe ich stets Herzklopfen, dass es nicht wahr sein könnte.“

Sie blickte mich lächelnd an. Sie antwortete fast nie, wenn ich ihr so etwas sagte. Sie bekam nur strahlende, glückliche Augen und damit sagte sie mehr als mit noch so vielen Worten.

Ich hielt sie lange fest, ich spürte die Wärme ihrer Haut und den leichten Duft ihres Haares,

– ich hielt sie fest und es war nichts mehr da außer ihr, die Dunkelheit wich zurück, sie war da, sie lebte, sie atmete und nichts war verloren.

„Gehen wir wirklich fort, Robby?“ fragte sie dicht an meinem Gesicht. „Alle zusammen sogar“, erwiderte ich, „Köster und Lenz auch. Karl steht schon vor der Tür.“

„Und Billy?“

„Billy kommt natürlich mit. Was sollen wir sonst mit dem Rest des Abendessens machen! Oder hast du schon gegessen?“

„Nein, noch nicht. Ich habe auf dich gewartet.“

„Du sollst aber nicht auf mich warten. Nie. Es ist schrecklich, auf etwas zu warten.“

Sie schüttelte den Kopf. „Das verstehst du nicht, Robby. Es ist nur schrecklich, nichts zu haben, auf das man warten kann.“

Sie knipste das Licht vor dem Spiegel an. „Jetzt muss ich aber anfangen, mich anzuziehen, sonst werde ich nicht fertig. Ziehst du dich auch an?“

„Später“, sagte ich. „ich bin ja rasch fertig. Lass mich noch etwas hierbleiben.“

Ich rief den Hund zu mir und setzte mich in den Sessel neben das Fenster. Ich liebte es, so still dazusitzen und Pat zuzusehen, während sie sich anzog.

Der frische Hauch des Abends wehte vom Friedhof durch das offene Fenster ins Zimmer. Ich saß still da, ich hatte nichts vergessen vom Nachmittag, ich wusste alles noch genau, – aber wenn ich zu Pat hinübersah, dann spürte ich, wie

die dumpfe Traurigkeit, die wie ein Stein in mich heruntergesunken war, immer wieder überspült wurde von einer wilden Hoffnung, wie sie sich wandelte und sich seltsam damit vermischte, wie eines zum anderen wurde, die Traurigkeit, die Hoffnung, der Wind, der Abend und das schöne Mädchen zwischen den beglänzten Spiegeln und Leuchtern, ja, ich hatte einen Augenblick lang plötzlich das sonderbare Empfinden, als ob erst das wirklich und in einem sehr tiefen Sinne das Leben sei und vielleicht sogar das Glück: Liebe mit so viel Schwermut, Furcht und schweigendem Wissen.

132 Dom *m* – собор

133 Dobermannpinscherverein *m* – общество владельцев собак породы доberman-пинчер

134 spekulieren – здесь: выяснить как обстоят дела, разузнать

Pensum 18

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Eine gute Kasse haben (te, t), den Kopf zerbrechen, von Dat. Ahnung haben, etwas erleben, j-n überleben, sich zusammennehmen, Akk. verraten, Bescheid sagen (te, t).

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Bieten Sie Ihren Studienkollegen 5 Sätze zur Übersetzung an! Gebrauchen Sie dabei Lexik aus der Aufgabe 1!

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Woher hat Gottfried Blumen, die er in großen Mengen Pat schenkte? Imponiert Ihnen Gottfrieds Prinzip „Blumen niemals zu kaufen“?

2. Wie wollte Robert seiner Geliebten etwas Unterhaltung verschaffen, damit sie nicht so viel allein war? Wie nahm Patrice das Geschenk auf? Ist man mit einem Hund nie allein?

3. Wie stand es mit Pats Gesundheit? Hatte sie auf Urlaub nur eine vorübergehende Blutung? Warum wollte Prof. Jaffe, dass Robert ihn bei seiner Abendvisite im Krankenhaus begleitete? Warum bat er Robert, seine Sorgen Patrice nicht zu zeigen? Auf welche Weise versuchte er Robert zu trösten? Wie würden Sie als Arzt handeln?

4. Warum war es immer eine Überraschung für Robert, nach Hause zu kommen und Pat zu treffen? Warum schien ihm dann das Leben „voll und süß“ zu sein?

5. Wie malen Sie sich Prof. Jaffe nach seinen Worten aus: „Man kann nichts voraus wissen. Der Todkranke kann den Gesunden überleben. Das Leben ist eine sonderbare Angelegenheit.“?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Blumen für Patrice Hollmann.
2. Gustav, ein gesegneter Mensch.
3. Robert als „Assistent“ Prof. Jaffés bei seiner Abendvisite im Dorotheenkrankenhaus.
4. Roberts Geschenk für Pat.
5. Pats Vorbereitung zum Ausgehen.

Kapitel XIX

Ich stand am Parkplatz und wartete. Gustav kam mit seinem Wagen heran und stellte sich hinter mir auf. „Was macht der Köter, Robert?“ fragte er.

„Dem geht’s großartig“, sagte ich.

„Und dir?“

Ich winkte missmutig ab. „Mir würde es auch großartig gehen, wenn ich mehr verdiente. Stell dir vor, zwei ganze Fünzigpfennigfuhren heute“. Er nickte. „Es wird immer schlechter. Alles wird immer schlechter. Was das bloß noch geben soll!“

„Dabei müsste ich so notwendig Geld verdienen!“ sagte ich. „Gerade jetzt! Viel Geld.“ Gustav kratzte sich am Kinn. „Viel Geld!“ Dann sah er mich an. „Reell ist nirgendwo **viel Moos**¹³⁵ zu holen, Robert. Nur durch Spekulationen. Wie wäre es mit dem **Toto**¹³⁶? Heute sind Rennen. Ich weiß da einen erstklassigen Laden. Habe neulich mal achtundzwanzigfaches Geld gemacht auf **Aida**¹³⁷.“

„Was, ist mir egal. Hauptsache ist, dass eine Chance da ist.“

„Hast du schon mal **getippt**¹³⁸?“

„Nein.“

„**Dann hast du die Kinderhand**¹³⁹! Damit ist was zu machen.“ Er sah nach der Uhr. „Wollen wir los? Schaffen es gerade noch.“

„Gut!“ Seit dem Hund hatte ich Vertrauen zu Gustav.

Das Wettbüro war ein ziemlich großer Raum. Rechts war ein Zigarrenladen abgeteilt, links befand sich der Totalisator.

Zu meinem Erstaunen herrschte mächtiger Betrieb.

Gustav studierte bereits die Rennlisten. „Wann kommt Auteuil raus?“ rief er zur Theke hinüber.

„Fünf Uhr“, quakte der Gehilfe.

Gustav studierte wieder. „**Wir setzen als Anfang jeder zwei Eier**¹⁴⁰ auf Tristan, Sieg“, erklärte er mir. „Hast du denn eine Ahnung davon?“ fragte ich.

„Ahnung?“ fragte Gustav zurück. „Ich kenne jeden Pferdehuf.“

Er rief unsere Sätze zu dem Mann am Pult hinüber. Wir erhielten einen Zettel und setzten uns vorn in das Lokal, wo ein paar Tische und Stühle standen.

Das Telefon schrillte. Alles spitzte die Ohren. Der Gehilfe rief die Namen aus. Von Tristan war weit und breit nichts zu hören. „Verdammt“, sagte Gustav und lief rot an, „**Salomon**¹⁴¹ hat’s gemacht. Wer hätte das gedacht, Sie etwa?“ fragte er ärgerlich das **Fleißiges Lieschen**¹⁴².

Von Bieling erschien zwischen uns. „Meine Herrschaften, hätten Sie auf mich gehört–Salomon hätte ich Ihnen gesagt! Nur Salomon! Wollen Sie zum nächsten Rennen –“

„Verstehen Sie was von Pferden?“ fragte Bieling mich.

„Nichts“, sagte ich.

„Dann setzen Sie! Setzen Sie! Aber nur heute“, fügte er flüsternd hinzu, „und nie wieder. Hören Sie auf mich. Setzen Sie – es ist ganz egal – König Lear oder Silbermotte – vielleicht auch L’heure **bleue**¹⁴³. Ich will nichts verdienen. Geben Sie mir nur etwas, wenn Sie gewinnen.“ Er zitterte mit dem Kinn vor Spielleidenschaft. Ich kannte die Regel vom Poker her: Anfänger gewannen oft. „Schön“, sagte ich, „worauf?“

„Was Sie wollen – was Sie wollen –“

„L’heure bleue klingt nicht häßlich“, sagte ich, „also zehn Mark auf L’heure bleue.“ Bieling sah mich beschwörend an und machte mir Zeichen.

„Sieg“, sagte ich.

„**Lass dir begraben**¹⁴⁴“, grunzte das Fleißige Lieschen verächtlich.

„Mensch!“ Auch Gustav sah mich an, als ob ich mich in einen Hottentotten verwandelt hätte.

„Ich bleibe bei meiner L’heure bleue“, erklärte ich. Es wäre gegen alle geheimen Glücksrittergesetze gewesen, jetzt noch zu wechseln.

Der Mann mit dem lila Hemd übergab mir meinen Zettel.

Das Telefon klingelte. „**Das nennt die Welt Schwein**¹⁴⁵!“ hörte ich plötzlich Gustav schmettern.

„Herrschaften, das ist schon mehr als Schwein, das ist eine Riesenmutter sau mit zwanzig Ferkeln!“ Er schlug mir auf die Schulter. „**Hundertachtzig Eier hast du getrudelt**¹⁴⁶, Mann Gottes! Dein **Hottehü**¹⁴⁷ mit dem komischen Namen hat’s gemacht!“

„Was, tatsächlich?“ fragte ich.

Einen Augenblick entstand völlige Stille im ganzen Raum. Alles sah zu. Sogar der unentwegte Esser hob den Kopf.

Ich steckte die Scheine ein. „Aufhören!“ flüsterte Bieling. „Aufhören!“ Er hatte rote Flecke im Gesicht. Ich schob ihm zehn Mark in die Hand.

Um sieben Uhr fuhr ich in die Werkstatt zurück. Karl stand auf dem Hof und rührte. „Gut, dass du kommst, Robby“, rief Köster, „wir wollen gerade raus und ihn ausprobieren! Steig ein.“

Die ganze Firma stand erwartungsvoll bereit. Otto hatte an Karl einiges verbessert und geändert, weil er in vierzehn Tagen mit ihm zu einem Bergrennen starten wollte. Jetzt sollte die erste Probefahrt erfolgen.

Wir stiegen ein. Jupp saß neben Köster, seine mächtige Rennbrille vor dem Gesicht. Ihm wäre das Herz gebrochen, wenn er nicht mitgekommen wäre. Lenz und ich setzten uns nach hinten.

Karl stob davon. Wir erreichten die lange Ausfallstraße und gingen auf hundervierzig Kilometer. Lenz und ich bückten uns dicht auf die Lehnen der Vordersitze; es war ein Wind, dass man meinte, der Kopf würde einem weggerissen. Eine Viertelstunde später sahen wir vor uns einen schwarzen Punkt, der rasch größer wurde. Es war ein ziemlich schwerer Wagen, der eine Geschwindigkeit von ungefähr achtzig bis hundert Kilometern hatte. Er lag nicht besonders gut auf der Straße, sondern schwänzelte hin und her. Die Strecke war ziemlich schmal. Köster ging deshalb mit dem Tempo herunter. Als wir auf hundert Meter heran waren und hupen wollten, sahen wir plötzlich auf einem Seitenweg von rechts einen Motorradfahrer herankommen, der gleich darauf hinter einer Hecke vor der Kreuzung verschwand. „Verflucht! Das gibt was!“ rief Lenz.

Im selben Augenblick sahen wir den Motorradfahrer auf der Straße auftauchen, zwanzig Meter vor dem Wagen. Er hatte wahrscheinlich dessen Tempo unterschätzt und versuchte deshalb jetzt im Bogen vorher noch vorbeizukommen. Der Wagen ruckte scharf nach links, um so auszuweichen, aber das Motorrad rutschte jetzt ebenfalls nach links herüber. Der Wagen wurde wieder nach rechts gerissen und streifte mit dem Kotflügel das Motorrad, das herumflog. Der Fahrer stürzte vornüber auf die Straße. Der Wagen schleuderte, kam nicht wieder in die Bahn, riss den Wegweiser um, knickte eine Laterne ab und prallte mit knatterndem Getöse gegen einen Baum.

Wir liefen zurück und rissen die Türen des Wagens auf.

Sämtliche Scheiben der schweren Limousine waren zersplittert. Im Halbdunkel des Innern sahen wir das blutüberströmte Gesicht einer Frau. Neben ihr war ein Mann zwischen Steuerrad und Sitz gequetscht. Wir hoben zuerst die Frau heraus und legten sie auf die Straße. Ihr Gesicht war voller Schnitte, ein paar Splitter steckten noch darin, aber das Blut lief regelmäßig. Schlimmer war der rechte Arm. Der Ärmel der weißen Kostümjacke war hellrot und tropfte stark. Lenz schnitt ihn auf. Ein Schwall Blut floss heraus, dann pulste es weiter. Die

Ader war zerschritten. Lenz drehte sein Taschentuch zu einem Knebel.

„Macht den Mann frei, ich werde hier schon fertig“, sagte er. „Wir müssen rasch ins nächste Krankenhaus.“

Um den Mann loszubekommen, mussten wir die Sitzlehne abschrauben. Zum Glück hatten wir Werkzeug genug bei uns und es ging ziemlich schnell.

Köster fuhr Karl rückwärts bis dicht an die Unglücksstelle heran. Wir legten die Lehne eines der Vordersitze zurück und konnten so den Mann hinlegen. Die Frau setzten wir auf den Hintersitz.

„Bleib hier und pass auf den Wagen, Jupp“, sagte Lenz.

„Wo ist eigentlich der Motorradfahrer geblieben?“ fragte ich.

„Abgehauen, als wir am Arbeiten waren“, erklärte Jupp.

Wir fuhren langsam los. In der Nähe des nächsten Dorfes war ein kleines Sanatorium. Soviel wir wussten, war es eine Art Privatirrenanstalt für leichtkranke, reiche Patienten, – aber sicher war ein Arzt da und ein Verbandsraum.

Wir fuhren den Hügel hinauf und klingelten. Eine sehr hübsche Schwester kam heraus. Sie wurde blass, als sie das Blut sah, und lief zurück. Gleich darauf kam eine zweite, bedeutend ältere. „Bedaure“, sagte sie, „wir sind nicht auf Unfälle eingerichtet. Sie müssen zum Virchow- Krankenhaus fahren. Es ist nicht weit.“

„Es ist fast eine Stunde von hier“, erwiderte Köster.

Die Schwester sah ihn abweisend an. „Wir sind gar nicht auf so etwas eingerichtet. Es ist auch kein Arzt da – “

„Dann verstoßen Sie gegen das Gesetz“, erklärte Lenz.

Wir gingen zum Wagen zurück und halfen der Frau heraus. Sie sagte nichts; sie blickte nur auf ihre Hände. Wir brachten sie in einen kleinen Ordinationsraum im Parterre. Dann kam die Tragbahre für den Mann. Wir hoben ihn hinauf. Er stöhnte. „Einen Augenblick – “

Wir sahen ihn an. Er schloss die Augen. „Ich möchte, dass niemand etwas erfährt“, sagte er mühsam.

„Sie waren völlig ohne Schuld“, erwiderte Köster.

„Wir haben den Unfall genau gesehen und sind gern Zeugen für Sie.“

„Das ist es nicht“, sagte der Mann. „Ich möchte aus anderen Gründen, dass nichts bekannt wird.“

Sie verstehen – “ Er blickte nach der Tür, durch die die Frau gegangen war.

„Dann sind Sie hier am richtigen Platz“, erklärte Lenz. „Es ist ein Privathaas. Das einzige wäre nur noch, dass Ihr Wagen verschwindet, ehe die Polizei ihn sieht.“

Der Mann stützte sich auf. „Würden Sie das für mich noch machen? Eine Reparaturanstalt anrufen? Und geben Sie mir bitte Ihre Adresse! Ich möchte – ich bin Ihnen zu Dank – “

Köster wehrte mit einer Handbewegung ab. „Doch“, sagte der Mann, „ich wüsste gern –“

„Ganz einfach“, erwiderte Lenz. „Wir haben selbst eine Reparaturanstalt und sind Spezialisten für Wagen wie den Ihren. Wir werden ihn gleich mitnehmen, wenn Sie einverstanden sind, und ihn wieder in Ordnung bringen. Damit ist Ihnen geholfen und uns gewissermaßen auch.“

„Gern“, sagte der Mann. „Wollen Sie meine Adresse – ich komme dann selbst, den Wagen holen. Oder schicke jemand.“

Köster steckte die Visitenkarte in die Tasche und wir trugen ihn hinein.

Wir fuhren zum Dorf und fragten nach einer Werkstatt. Dort liehen wir uns bei einem Schmied eine Abschleppvorrichtung und ein Seil und versprachen dem Mann zwanzig Mark dafür. Doch der war misstrauisch und wollte den Wagen sehen. Wir nahmen ihn mit und fuhren zurück.

Wir bockten den Wagen auf und befestigten ihn mit dem Drahtseil hinter Karl. „Glaubst du, dass es ihm nicht schadet?“ fragte ich Köster. „Karl ist schließlich ein Rennpferd und kein Packesel.“

Er schüttelte den Kopf. „Ist ja nicht weit. Und ebene Straße.“ Lenz setzte sich in den Stutz und wir fuhren langsam los.

Wir fuhren auf unserm Hof ein. Lenz kletterte aus dem Stutz und nahm feierlich den Hut vor ihm ab. „Sei begrüßt, Gesegneter! Du kommst aus traurigem Anlass hierher, aber uns wirst du, mit liebevollem Auge oberflächlich geschätzt, etwa drei bis dreieinhalb tausend Mark einbringen.“

Wir tranken alle ein Glas, dann gingen wir sofort daran, den Stutz möglichst weit auseinanderzunehmen. Es genügte nämlich nicht immer, dass der Besitzer allein den Auftrag zur Reparatur gab; – oft kam nachträglich noch die Versicherungsgesellschaft, um den Wagen anderswohin, in eine ihrer Vertragswerkstätten, zu geben. Je weiter wir deshalb kamen, um so besser war es. Es war dunkel, als wir aufhörten. „Fährst du heute abend noch Taxi?“ fragte ich Lenz.

„Ausgeschlossen“, erwiderte Gottfried. „Man soll das Geldverdienen auf keinen Fall übertreiben. Der Stutz genügt mir für heute.“

„Mir nicht“, sagte ich. „Wenn du nicht fährst, werde ich von elf bis zwei die Nachtlokale abgrasen.“

Ich verabschiedete mich deshalb bald und ging nach Hause.

Pat hörte mich nicht kommen. Sie saß auf dem Boden vor dem Spiegel und probierte an einem Hut herum, einer kleinen schwarzen Kappe. Neben ihr auf dem Teppich stand die Lampe. Das Zimmer war voll von einer warmen, braungoldenen Dämmerung und nur ihr Gesicht war hell vom Licht bestrahlt. Sie hatte sich einen Stuhl herangerückt, von dem ein bisschen Seide herunterhing. Auf dem Sitz lag eine Schere und blitzte.

Ich blieb ruhig an der Tür stehen und sah zu, wie sie ernsthaft an der Kappe arbeitete. Sie liebte es, auf dem Boden zu sitzen, und ich hatte sie manchmal

schon abends eingeschlafen in irgendeiner Zimmerecke auf dem Boden gefunden, neben sich ein Buch und den Hund.

Der Hund lag auch jetzt neben ihr und begann zu knurren. Pat blickte auf und sah mich im Spiegel. Sie lächelte und mir schien, als ob alles in der Welt heller dadurch würde. Ich ging durch das Zimmer, kniete hinter ihr nieder und legte meinen Mund nach all dem Dreck des Tages auf die warme, weiche Haut des Nackens vor mir.

Sie hob die schwarze Kappe hoch. „Ich habe sie geändert, Liebling. Gefällt sie dir so?“

„Es ist ein ganz herrlicher Hut“, sagte ich.

„Aber du siehst ja gar nicht hin! Ich habe hinten den Rand abgeschnitten und ihn vorn hochgeklappt.“

„Ich sehe ihn ganz genau“, sagte ich mit dem Gesicht in ihrem Haar, „es ist ein Hut, bei dem die Pariser Schneider vor Neid erbleichen würden, wenn sie ihn sähen.“

„Aber Robby!“ Lachend schob sie mich zurück. „Du hast keine Ahnung davon. Siehst du überhaupt manchmal, was ich an habe?“

„Ich sehe jede Kleinigkeit“, erklärte ich und hockte mich dicht neben sie auf den Boden, allerdings etwas in den Schatten.

„So? Was habe ich denn gestern Abend angehabt?“

„Gestern?“ Ich dachte nach. Ich wusste es tatsächlich nicht.

„Das habe ich erwartet, Liebling! Du weißt ja überhaupt fast gar nichts von mir.“

„Stimmt“, sagte ich, „aber das ist gerade das Schöne. Je mehr man voneinander weiß, desto mehr missversteht man sich. Und je näher man sich kennt, desto fremder wird man sich. Sieh mal die Familie Hasse an; – die wissen alles voneinander und sind sich mehr zuwider als die fremdesten Menschen.“

Sie setzte die kleine, schwarze Kappe auf und probierte sie vor dem Spiegel. „Was du da sagst, stimmt nur halb, Robby.“

135 viel Moos holen (разг.) – раздобыть, получить много денег

136 Toto m – сокращенная форма от Totalisator m

137 Aida – кличка лошади

138 tippen – здесь: ставить на какую-нибудь лошадь

139 Dann hast du die Kinderhand – здесь: Тогда у тебя легкая (счастливая) рука

140 Wir setzen als Anfang jeder zwei Eier (жарг.) – для начала поставим по две марки

141 Autenuil, Tristan, Salomon – клички лошадей

142 Fleißiges Lieschen – название конюшни (**Lieschen** – распространенная кличка лошадей) **Johnny Burns** – имя владельца конюшни **das Fleißige Lieschen** – человек, который посоветовал ставить на лошадь из конюшни “**Fleißiges Lieschen**”

143 König Lear, L’heuer bleue, Gipsy II – клички лошадей

- 144 **Lass dir begraben** (диал.) = **lass dich begraben** – ты покойник
- 145 **Das nennt die Welt Schwein!** – Вот это удача! Вот это повезло! (**Schwein haben** – иметь удачу)
- 146 **Hundertachtzig Eier hast du getrudelt** (жарг.) – Ты выиграл (отхватил) 180 марок
- 147 **Hottehü** *n* (детск.) – лошадка

Pensum 19

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Sich an Dat. kratzen (te,t), das Moos, tippen (te,t), j-m etwas übergeben (a,e), auf Akk. zwei Eier setzen (te,t), abhauen (te,t).

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Formen Sie die Aktivsätze in die Passivsätze um.

1. Gleich an der Tür hielt uns ein Mann mit schmutzigen, grauen Gamaschen, grauer Melone und grauem Gehrock fest.
2. Bieling steckte mir beim Fortgehen einen Zettel zu.
3. Köster steckte die Visitenkarte in die Tasche, und wir trugen ihn hinein.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Wozu wollte Robert Lohkamp viel Geld verdienen? Wie wollte er zu Geld kommen?
2. Was für Leute kamen zum Pferderennen? Versuchen Sie Ihr Glück im Pferdewettrennen?
3. Auf welche Weise erhielten die drei Kameraden einen neuen Auftrag zur Reparatur eines Wagens?
4. Hatte Patrice Hollmann Recht, Robert zu sagen: „Du weißt ja überhaupt fast gar nichts von mir“?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Mächtiger Betrieb bei Pferderennen.
2. Roberts Gewinn bei Pferderennen.
3. Probefahrt mit Karl.
4. Verkehrsunfall.
5. Der neue Auftrag zur Reparatur.
6. Roberts Glück mit Pat.

Kapitel XX

Der August war warm und klar und auch im September war das Wetter noch fast sommerlich;

– aber dann fing es Ende September an zu regnen, die Wolken hingen tagelang tief über der Stadt, die Dächer triefen, es begann zu stürmen, und als ich an einem Sonntag früh erwachte und ans Fenster trat, sah ich in den Bäumen auf dem Friedhof schwefelgelbe Flecken und die ersten kahlen Äste.

Ich blieb eine Zeitlang am Fenster stehen. Es war sonderbar gewesen in diesen Monaten, seit wir von der See zurückgekommen waren, – ich hatte immer, in jeder Stunde, gewusst, dass Pat im Herbst fortmusste, aber ich hatte es gewusst, so wie man vieles weiß: – dass die Jahre vergehen, dass man älter wird und dass man nicht ewig leben kann. Die Gegenwart war stärker gewesen, sie hatte alle Gedanken stets wieder beiseite gedrängt, und solange Pat da war und die Bäume noch voll im grünen Laub gestanden hatten, waren Worte wie Herbst und Fortgehen und Abschied nie mehr gewesen als blasse Schatten am Horizont, die das Glück der Nähe und des Nochbeieinanderseins nur um so stärker empfinden ließen.

Ich horchte zum Zimmer nebenan hinüber. Pat schlief noch. Ich ging zur Tür und blieb dort eine Weile stehen. Sie schlief ruhig und hustete nicht. Einen Augenblick packte mich eine jähe Hoffnung,

– ich stellte mir vor, dass Jaffé heute oder morgen oder in den nächsten Tagen anrufen würde, um mir zu sagen, sie brauche nicht fort – aber dann dachte ich an die Nächte, in denen ich das leise Rascheln ihres Atems gehört hatte, dieses regelmäßige, gedämpfte Scharren, das kam und ging wie das Geräusch einer sehr fernen, dünnen Säge, – und die Hoffnung erlosch ebenso rasch, wie sie aufgeflackert war.

Ich ging zum Fenster zurück und starrte wieder hinaus in den Regen. Dann setzte ich mich an den Schreibtisch und begann mein Geld zu zählen. Ich rechnete mir aus, wie lange es für Pat reichen könnte, aber mir wurde elend dabei und ich schloss es wieder weg.

Ich sah nach der Uhr. Es war kurz vor sieben. Ich hatte noch mindestens zwei Stunden Zeit, ehe Pat aufwachte. Rasch zog ich mich an, um noch etwas hinauszufahren.

Ich ging zur Werkstatt, holte die Droschke und fuhr langsam durch die Straßen. Es waren wenig Leute unterwegs.

Ich durchquerte die Altstadt und fuhr zum Dom.

Ich ging in den Kreuzgarten. Er lag in grauem Licht. Die Rosenbüsche triefen im Regen, aber die meisten hatten noch Blüten. Mein Regenmantel war ziemlich weit und ich konnte die Zweige, die ich abschnitt, gut darunter verstecken. Obschon es Sonntag war, kam niemand vorüber und ich brachte den

ersten Armvoll Rosen ungehindert zum Wagen. Dann ging ich zurück, um noch einen zweiten zu holen. Als ich ihn gerade unter meinem Mantel hatte, hörte ich jemand durch den Kreuzweg kommen.

Ich blieb also stehen und blickte, um festzustellen, was los war, vorsichtig, mit abweisendem Gesicht auf, als würde ich in der Andacht gestört.

Ich sah in das freundliche, runde Gesicht eines Pastors und atmete auf.

„Guten Morgen“, sagte der Pfarrer. „Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit, Amen!“ erwiderte ich. Es war der kirchliche Gruß der Katholiken.

Er lächelte mich wieder an. „Ich bin im Begriff, meine Messe zu lesen. Da werde ich Ihre Bitte in mein Gebet mit einschließen.“

„Danke“, sagte ich überrascht und verlegen.

„Ist es für das Seelenheil eines Verstorbenen¹⁴⁸?“ fragte er.

Ich starrte ihn einen Augenblick an und meine Blumen begannen zu rutschen. „Nein“, sagte ich dann rasch und presste den Arm fest gegen den Mantel.

„Ich werde also um Hilfe in der Not für einen Unbekannten beten“, sagte er schließlich.

„Ja“, erwiderte ich. „Wenn Sie das tun wollen. Ich danke Ihnen auch sehr.“

„Vertrauen Sie nur“, sagte er. „Der himmlische Vater hilft. Er hilft immer, auch wenn wir es manchmal nicht verstehen.“ Dann nickte er mir zu und ging.

Ich blickte ihm nach, bis ich die Tür hinter ihm zuklappen hörte. Ja, dachte ich, wenn es so einfach wäre! Er hilft, er hilft immer! Aber hat er **Bernhard Wiese** geholfen, als er mit einem Bauchschuss schreiend im Houtholster Wald lag, hat er **Katzinky** geholfen, der in Handzaeme fiel und eine kranke Frau zurückließ und ein Kind, das er noch nicht gesehen hatte, hat er **Müller** geholfen und **Leer und Kemmerich**, hat er dem kleinen **Friedmann** geholfen und **Jürgens** und **Berger**¹⁴⁹ und Millionen anderen? Verdammst, es war etwas zu viel Blut geflossen in der Welt für diese Art von Glauben an den himmlischen Vater!

Ich brachte die Blumen nach Hause, dann fuhr ich den Wagen zur Werkstatt und ging zurück. Aus der Küche kam jetzt der Geruch von frisch aufgebrühtem Kaffee und ich hörte Frida herumrumoren. Es war merkwürdig, aber der Kaffeegeruch stimmte mich heiterer.

Die Küchentür öffnete sich und Frida erschien mit einem Tablett.

„Für wen ist denn das?“ fragte ich.

„Für Fräulein Hollmann“, erwiderte sie, leicht gereizt durch meinen Anblick.

„Ist sie denn schon wach?“

„Das muss sie doch“, erklärte Frida schlagfertig, „sonst hätte sie doch nicht nach Frühstück geklingelt.“

„Gott segne Sie, Frida“, erwiderte ich. „Morgens sind Sie manchmal direkt ein **Labsal**¹⁵⁰.

Könnten sich überwinden, auch meinen Kaffee gleich zu machen?"

Sie knurrte etwas und schritt den Gang hinauf, wobei sie verächtlich den Hintern schwenkte.

Sie konnte das. Sie war das einzige Wesen, bei dem ich so was je so ausdrucksvoll gesehen hatte.

Pat war schon bei mir gewesen und hatte die Rosen gefunden. Sie lachte, als ich hereinkam.

„Robby“, sagte sie, „ich bin doch ziemlich harmlos. Erst Frida hat mich aufgeklärt, dass frische Rosen sonntags früh um diese Zeit zweifellos etwas mit Diebstahl zu tun haben müssten. Sie hat mir auch erklärt, dass diese Sorte in den umliegenden Blumengeschäften nicht zu kaufen ist.“

„Glaub, was du willst“, erwiderte ich. „Die Hauptsache ist, dass sie dir Freude machen.“

„Jetzt noch mehr als sonst, Liebling. Du hast sie doch unter Gefahren erbeutet!“

„Na, und unter was für Gefahren!“ Ich dachte an den Pastor. „Aber wieso bist du so früh schon auf?“

„Ich konnte nicht mehr schlafen. Und dann habe ich auch geträumt. Nichts Schönes.“

Ich blickte sie aufmerksam an. Sie sah müde aus und hatte Schatten unter den Augen. „Seit wann träumst du sowas?“ sagte ich. „Ich dachte, das wäre bisher meine Spezialität.“ Sie schüttelte den Kopf. „Hast du gesehen, dass es Herbst wird draußen?“

„Bei uns nennt man das Spätsommer“, erwiderte ich. „Die Rosen blühen ja noch. Es regnet, das ist alles, was ich sehe.“

„Es regnet“, wiederholte sie. „Es regnet schon viel zu lange, Liebling. Manchmal nachts, wenn ich aufwache, glaube ich, dass ich ganz begraben bin unter dem vielen Regen.“

„Du musst nachts zu mir kommen“, sagte ich. „Dann hast du solche Gedanken nicht mehr. Im Gegenteil, es ist schön, beieinander zu sein, wenn es dunkel ist und wenn es draußen regnet.“

„Vielleicht“, erwiderte sie und lehnte sich an mich.

„Ich habe es ganz gern, wenn es sonntags regnet“, sagte ich. „Man merkt dann besser, wie gut man es hat. Wir sind zusammen, wir haben ein warmes, schönes Zimmer und einen freien Tag vor uns, – ich finde, das ist eine ganze Menge.“

Ihr Gesicht hellte sich auf. „Ja, wir haben es gut, nicht wahr?“

„Ich finde, dass wir es wunderbar haben. Wenn ich an früher denke, – mein Gott! Ich hätte nie gedacht, dass ich es noch einmal so gut haben würde.“

„Es ist schön, wenn du das sagst. Ich glaube es dann sofort. Du musst es öfter sagen.“

„Sage ich es nicht oft genug?“

„Nein.“

„Kann sein“, sagte ich. „Ich glaube, ich bin nicht sehr zärtlich. Ich weiß nicht warum, aber ich kann es einfach nicht sein. Dabei wäre ich es sehr gern.“

„Du brauchst es nicht, – Liebling, ich verstehe dich auch so. Nur manchmal, da möchte man es trotzdem auch gern hören.“

„Ich werde es dir von jetzt an jedesmal sagen. Auch wenn ich mir albern dabei vorkomme.“

„Ach, albern“, erwiderte sie. „In der Liebe gibt es keine Albernheit.“

„Gottlob nicht“, sagte ich. „Es wäre sonst furchtbar, was aus einem würde.“

Wir frühstückten zusammen, dann legte Pat sich wieder zu Bett. Jaffé hatte das so angeordnet,

„Bleibst du hier?“ fragte sie unter ihrer Decke hervor.

„Wenn du willst“, sagte ich.

„Ich möchte schon, aber du brauchst nicht –“

Ich setzte mich zu ihr ans Bett. „So war es nicht gemeint. Ich erinnere mich nur, dass du es früher nicht gern hattest, wenn man dir beim Schlafen zusah.“

„Früher, ja – aber jetzt habe ich manchmal Angst, allein –“

„Das hatte ich auch mal“, sagte ich. „Im Lazarett, nach einer Operation. Ich fürchtete mich damals, nachts zu schlafen.“

Ich blieb immer wach und las oder dachte an irgendetwas, und erst wenn es hell wurde, schlief ich ein. Aber das vergeht wieder.“

Sie legte ihr Gesicht auf meine Hand. „Man hat Angst, dass man nicht zurückkommt, Robby –“ Sie atmete tiefer und drehte sich etwas zur Seite. Eine Minute später war sie fest eingeschlafen. Ich setzte mich wieder ans Fenster und sah in den Regen hinaus. Er wehte jetzt in grauen

Schauern vor den Scheiben vorbei und das Haus wirkte wie eine kleine Insel in der trüben Unendlichkeit. Ich war unruhig, denn es kam selten vor, dass Pat morgens mutlos und traurig war. Aber dann dachte ich daran, dass sie vor einigen Tagen noch lebhaft und froh gewesen war und dass vielleicht alles schon anders sein würde, wenn sie wieder erwachte. Ich wusste, dass sie viel an ihre Krankheit dachte, und ich wusste auch von Jaffé, dass es noch nicht besser geworden war, – aber ich hatte in meinem Leben so viele Tote gesehen, dass jede Krankheit für mich immer noch Leben und Hoffnung war. Ich wusste, dass man an einer Verwundung sterben konnte, und darin hatte ich große Erfahrung, – aber es fiel mir gerade deshalb oft schwer, zu glauben, dass auch eine Krankheit, bei der der Mensch doch äußerlich heil blieb, gefährlich sein konnte. Dadurch kam ich immer rasch über solche Anfälle von Mutlosigkeit hinweg.

Nachmittags gingen wir in ein Kino. Als wir herauskamen, hatte der Himmel sich aufgeklärt. Er war apfelgrün und sehr klar. In den Straßen und Läden brannte schon Licht. Wir gingen langsam nach Hause und sahen uns dabei die

Schaufenster an.

Vor den hell erleuchteten Scheiben eines großen Pelzgeschäftes blieb ich stehen. Es war schon kühl abends und in den Fenstern waren dicke Bündel Silberfuchse und warme Mäntel für den Winter ausgestellt. Ich sah Pat an; sie trug immer noch ihre kurze Pelzjacke und war eigentlich viel zu leicht angezogen.

„Wenn ich jetzt der Held aus dem Film wäre, würde ich da hineingehen und dir einen Mantel aussuchen“, sagte ich.

Sie lächelte. „Welchen denn?“

„Den da.“ Ich zeigte auf den, der am wärmsten aussah.

Sie lachte. „Du hast einen guten Geschmack, Robby. Das ist ein sehr schöner, kanadischer Nerz.“

„Möchtest du ihn haben?“

Sie blickte mich an. „Weißt du, was so ein Mantel kostet, Liebling?“

„Nein“, sagte ich, „das will ich auch gar nicht wissen. Ich will lieber denken, ich könnte dir schenken, was ich möchte. Warum sollen nur andere Leute das können?“

Sie sah mich aufmerksam an. „Ich will aber gar keinen solchen Mantel, Robby.“

„Doch“, erwiderte ich, „du bekommst ihn! Kein Wort mehr darüber. Morgen lassen wir ihn abholen.“

Sie lächelte. „Danke, Liebling“, sagte sie und küsste mich mitten auf der Straße. „Und jetzt kommst du dran.“ Sie blieb vor einem Herrenmodegeschäft stehen. „Diesen Frack da! Du brauchst ihn zu dem Nerz. Und den Zylinder dort bekommst du auch. Wie magst du wohl im Zylinder aussehen?“

„Wie ein Schornsteinfeger.“ Ich schaute mir den Frack an. Er lag in einem Fenster, das mit grauem Samt ausgeschlagen war. Ich blickte noch einmal genauer hin. Es war das Geschäft, in dem ich mir im Frühjahr die Krawatte gekauft hatte, nachdem ich zum ersten Mal allein mit Pat zusammen gewesen war und mich betrunken hatte. Es würgte mich plötzlich etwas im Halse, ich wusste nicht warum. Im Frühjahr, – da hatte ich noch nichts von allem geahnt.

Ich nahm Pats schmale Hand und legte sie eine Sekunde an meine Wange. „Du brauchst noch etwas dazu“, sagte ich dann, „so ein Nerz allein ist wie ein Auto ohne Motor. Zwei oder drei Abendkleider –“

„Abendkleider“, erwiderte sie und blieb vor den großen Schaufenstern stehen, „Abendkleider, das ist wahr, – die kann ich schon schwerer abschlagen –“

Wir suchten drei wunderbare Kleider aus. Ich sah, wie diese Spielerei Pat belebte. Sie war ganz bei der Sache, denn Abendkleider waren ihre Schwäche. Wir suchten auch gleich die Sachen aus, die dazu gehörten, und sie wurde immer lebhafter. Ihre Augen glänzten. Ich stand neben ihr und hörte ihr zu und lachte und lachte, was für eine verdammte Sache es doch sei, eine Frau zu lieben und arm zu sein. „Komm“, sagte ich schließlich in einer Art verzweifelter Lustigkeit, „wenn man etwas macht, muss man es ganz machen!“ Ich zog sie vor ein

Juwelengeschäft. „Dort das Smaragdarmband! Dazu die beiden Ringe und die Ohrgehänge! Sprechen wir nicht weiter darüber. Smaragde sind die richtigen Steine für dich.“

„Dann bekommst du aber die Platinuhr da und die Perlen fürs Hemd.“

„Und du den ganzen Laden! Unter dem tue ich es jetzt nicht mehr –“

Sie lachte und lehnte sich tief atmend an mich. „Genug, Liebling, genug! Jetzt kaufen wir uns nur noch ein paar Koffer und gehen zum Reisebüro und dann packen wir und reisen los, fort aus dieser Stadt und diesem Herbst und diesem Regen.“

Ja, dachte ich, mein Gott, ja, und du würdest dann rasch gesund! „Wohin denn?“ fragte ich.

„Nach Ägypten? Oder noch weiter? Nach Indien und China?“

„In die Sonne, Liebling, irgendwohin in die Sonne und den Süden und die Wärme. Zu Palmenstraßen und Felsen und weißen Häusern am Meer und **Agaven**¹⁵¹. Aber vielleicht regnet es dort auch. Vielleicht regnet es überall.“

„Dann fahren wir einfach weiter“, sagte ich, „bis es irgendwo nicht mehr regnet. Mitten in die Tropen und in die Südsee hinein.“

Wir standen vor den hellen Fenstern des Reisebüros der Hamburg-Amerika-Linie. In der Mitte war das Modell eines Dampfers aufgestellt. Es schwamm auf blauen Pappwellen und dahinter erhob sich mächtig die vergrößerte Photographie der Wolkenkratzer **Manhattans**¹⁵². An den Fenstern hingen große, bunte Landkarten mit rot eingezeichneten Routen.

„Nach Amerika fahren wir auch“, sagte Pat. „Nach Kentucky und Texas und New York und San Franzisko und Hawaii. Und dann über Südamerika weiter. Über Mexiko und den Panamakanal nach Buenos Aires. Und dann über Rio de Janeiro zurück.“

„Ja –“

Sie sah mich strahlend an.

„Ich war noch nicht da“, sagte ich. „Ich habe dir das damals vorgeschwindelt.“

„Das weiß ich“, erwiderte sie.

„Das weißt du?“

„Aber Robby! Natürlich weiß ich es. Ich wusste es gleich.“

Sie lächelte und legte ihren Arm in meinen. „Ach, Liebling, warum sind wir nicht reich? Wir wüssten so großartig, was wir damit anfangen sollten! Es gibt doch so viele reiche Leute, die nichts Besseres kennen, als immer wieder in ihre Büros oder ihre Banken zugehen.“

„Deshalb sind sie ja reich“, sagte ich. „Wenn wir es wären, würden wir es bestimmt nicht lange bleiben.“

„Das glaube ich auch. Wir würden es sicher irgendwie verlieren.“

„Vielleicht würden wir auch aus Sorge, es zu verlieren, nichts davon haben. Heute ist Reichsein direkt ein Beruf. Und gar kein so ganz einfacher.“

Wir gingen langsam weiter durch die abendlichen Straßen. Immer mehr Lichter flammten auf, und als wir am Friedhof waren, sahen wir durch den grünen Himmel ein Flugzeug ziehen, dessen Kabinen hell erleuchtet waren. Es flog einsam und schön durch den klaren, hohen, einsamen Himmel, wie ein wunderbarer Vogel der Sehnsucht aus einem alten Märchen. Wir blieben stehen und sahen ihm nach, bis es verschwunden war.

148 Ist es für das Seelenheil eines Verstorbenen? – За упокой души усопшего?

149 **Bernhard Wiese, Katczinsky, Müller, Leer, Kemmerich, Friedmann, Jürgens, Berger** – имена героев первого анти- военного романа Ремарка “Im Westen nichts Neues” («На Западном фронте без перемен»), вышедшего в свет в 1929 г., переведенного на многие языки и принесшего автору мировую известность. Роман “Im Westen nichts Neues”, как и роман “Drei Kameraden”, посвящен т. н. потерявшему поколению.

150 **Labsal** *n* – отрада

151 **Agave** *f* – агавы, тропическое растение, приносящее съедобные плоды

152 **Manhattan** – остров в устье реки Гудзон. На нем находится центральный район Нью-Йорка

Pensum 20

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

TRiefen (h), beleben, albern (te, t), etwas ausstellen, etwas aussuchen, Dat. zuhören, Dat. vorschwindeln, j-m nachsehen.

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Stellen Sie an einander 5 Fragen zum Kapitel.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Warum hatte Patrice Angst, allein zu sein? Verstehen Sie, warum Patrice morgens müdig und traurig war?

2. Konnte Robert zärtlich sein? Kommt ein Mann albern vor, wenn er in der Liebe zärtlich ist?

3. Was war Pat Schwäche? Was würden Robert und Patrice einander schenken, wohin würden sie „aus dieser Stadt und diesem Regen“ losreisen? Warum sagte Robert erst jetzt, dass er damals seine weiten Reisen vorgeschwindelt hatte?

4. Wissen Sie auch großartig, wie Patrice und Robert, was Sie mit Geld anfangen?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Roberts „Glück des Noch bei ein anders“.
2. Roberts Begegnung mit dem Pastor im Domgarten.
3. Vor Schaufenstern eines großen Pelzgeschäftes.

Kapitel XXI

Mitte Oktober ließ Jaffé mich rufen. Es war zehn Uhr morgens, aber das Wetter war so trübe, dass in der Klinik noch Licht brannte. Es vermischte sich mit der Nebeldämmerung von draußen zu einer fahlen, krankhaften Helligkeit.

Jaffé saß allein in seinem großen Sprechzimmer. Er hob den kahlen, beglänzten Kopf, als ich eintrat. Mürrisch zeigte er auf das große Fenster, gegen das der Regen klatschte. „Was sagen Sie zu diesem verdammten Wetter?“

Ich zuckte die Achseln. „Hoffentlich hört es bald mal auf.“

„Das hört nicht auf.“

Er sah mich an und schwieg. Dann nahm er einen Bleistift vom Schreibtisch, betrachtete ihn, klopfte damit auf die Platte und legte ihn wieder beiseite.

„Ich kann mir denken, weshalb Sie mich gerufen haben“, sagte ich. Jaffé knurrte irgendetwas.

Ich wartete einen Augenblick. Dann sagte ich: „Pat muss wohl jetzt bald fort –“

„Ja –“

Jaffé starrte ärgerlich vor sich hin. „Ich hatte Ende Oktober gerechnet. Aber bei diesem Wetter

–“ Er griff nach dem silbernen Bleistift.

Der Wind warf einen Schauer Regen prasselnd gegen das Fenster. Es klang wie fernes Maschinengewehrfeuer. „Wann denken Sie, dass sie reisen soll?“ fragte ich.

Er sah mich plötzlich voll an. „Morgen“, sagte er.

Ich spürte eine Sekunde keinen Boden unter den Füßen. Die Luft war wie Watte und klebte mir in der Lunge. Dann ging es vorüber und ich fragte, so ruhig ich konnte, aber meine Stimme kam weit her, als fragte ein anderer: „Ist es auf einmal so viel schlimmer geworden?“

Jaffé schüttelte heftig den Kopf und stand auf. „Wenn es sich so schnell verändert hätte, könnte sie doch überhaupt nicht fahren“, erklärte er unfreundlich. „Es ist nur besser. Bei diesem Wetter ist jeder Tag eine Gefahr. Erkältungen und sowas –“

Er nahm ein paar Briefe vom Schreibtisch. „Ich habe schon alles vorbereitet. Sie brauchen nur abzufahren. Den Chefarzt des Sanatoriums kenne ich seit meiner

Studienzeit. Er ist sehr tüchtig. Ich habe ihn genau informiert.”

Er gab mir die Briefe. Ich nahm sie, aber ich steckte sie nicht ein. Er sah mich an, dann blieb er vor mir stehen und legte eine Hand auf meinen Arm. Sie war leicht wie ein Vogelflügel, ich spürte sie überhaupt nicht. „Schwer”, sagte er leise mit veränderter Stimme, „ich weiß es. Deshalb habe ich auch damit gewartet, solange es ging.”

„Es ist nicht schwer – ” erwiderte ich. Er wehrte ab. „Lassen Sie nur –”

„Nein”, sagte ich, „so meine ich das auch nicht. Ich möchte nur eines wissen: kommt sie zurück?”

Jaffé schwieg einen Augenblick. Seine dunklen, schmalen Augen glänzten in dem trüben, gelben Licht. „Weshalb wollen Sie das jetzt wissen?” fragte er nach einer Weile.

„Weil es sonst besser ist, dass sie nicht fährt”, sagte ich. Er blickte rasch auf. „Was sagen Sie da?”

„Es ist sonst besser, dass sie hierbleibt.”

Er starrte mich an. „Wissen Sie auch, was das mit Sicherheit bedeuten würde?” fragte er dann leise und scharf.

„Ja”, sagte ich. „Es würde bedeuten, dass sie nicht allein sterben würde. Und was das heißt, weiß ich auch.”

Jaffé hob die Schultern hoch, als fröstele er. Dann ging er langsam zum Fenster und sah in den Regen hinaus. Als er zurückkam, war sein Gesicht eine Maske. Er blieb dicht vor mir stehen. „Wie alt sind Sie?” fragte er.

„Dreißig”, erwiderte ich. Ich begriff nicht, was er wollte.

„Dreißig”, wiederholte er in einem merkwürdigen Tone, als spräche er zu sich selbst und hätte mich gar nicht verstanden. „Dreißig, mein Gott!” Er ging zu seinem Schreibtisch und blieb dort stehen, klein und sonderbar abwesend, ganz verloren neben dem riesigen, blanken Möbel. „Ich bin jetzt bald sechzig”, sagte er, ohne mich anzusehen, „aber ich könnte das nicht. Ich würde immer wieder alles versuchen, immer wieder, und wenn ich genau wüsste, dass es zwecklos wäre.”

Ich schwieg. Jaffé stand da, als hätte er alles um sich herum vergessen. Dann machte er eine Bewegung und sein Gesicht verlor den Ausdruck. Er lächelte. „Ich glaube bestimmt, dass sie oben den Winter gut überstehen wird.”

„Nur den Winter?” fragte ich.

„Ich hoffe, dass sie dann im Frühjahr wieder herunter kann¹⁵³.”

„Hoffen”, sagte ich, „was heißt hoffen?”

„Alles”, erwiderte Jaffé. „Immer alles. Ich kann Ihnen jetzt nicht mehr sagen. Das andere sind Möglichkeiten. Man muss sehen, wie es oben wird. Aber ich hoffe bestimmt, dass sie im Frühjahr zurückkommen kann.”

„Bestimmt?”

„Ja.” Er ging um den Schreibtisch herum und stieß mit dem Fuß eine offenstehende Schublade so heftig zu, dass die Gläser klirrten. „Verdammt, Mann,

es geht mir doch selber nahe, dass sie weg muss!“ murmelte er.

Eine Schwester kam herein. Jaffé winkte ihr ab. Sie blieb trotzdem stehen, untersetzt, vierschrötig, mit einem Bulldoggengesicht unter grauem Haar.

„Nachher!“ knurrte Jaffé, „kommen Sie nachher wieder!“ Dann wandte er sich mir zu. „Nun?“

„Wir fahren heute Abend“, sagte ich.

„Heute?“

„Ja. Wenn es schon sein muss, dann ist es heute besser als morgen. Ich werde sie hinbringen.“

Ein paar Tage kann ich schon hier weg.“ Er nickte und gab mir die Hand.

Ich ging. Der Weg zur Tür erschien mir sehr weit.

Mittags kam ich nach Hause. Ich hatte alles erledigt und auch dem Sanatorium schon telegraphiert. „Pat“, sagte ich noch in der Tür, „kannst du bis heute abend alles gepackt haben?“

„Muss ich fort?“

„Ja“, sagte ich. „Ja, Pat.“

„Allein?“

„Nein. Wir fahren mitsammen. Ich bringe dich hin.“

Ihr Gesicht bekam wieder Farbe. „Wann muss ich denn fertig sein?“ fragte sie.

„Der Zug fährt heute abend um zehn. Und gehst du jetzt noch einmal fort?“

„Nein. Ich bleibe hier, bis wir wegfahren.“

Sie atmete tief. „Dann ist es ganz einfach. Robby“, sagte sie, „Wollen wir gleich anfangen?“

„Wir haben noch Zeit.“

„Ich möchte gleich anfangen. Dann ist es fertig.“

„Gut.“

Ich verstaute die paar Sachen, die ich mitnehmen wollte, rasch und war in einer halben Stunde fertig. Dann ging ich zu Frau Zalewski hinüber und sagte ihr, dass wir abends reisen würden. Ich machte mit ihr ab, dass das Zimmer zum ersten November frei würde, wenn sie es nicht früher vermieten könnte.

Pat kniete vor ihrem Schrankkoffer, rundum hingen ihre Kleider, auf dem Bett lag Wäsche und sie packte gerade ihre Schuhe ein. Ich erinnerte mich daran, dass sie auch so gekniet hatte, als sie in dieses Zimmer eingezogen war und ausgepackt hatte, und mir schien, als wäre das endlos lange her und doch eigentlich erst gestern gewesen. Sie sah auf. „Nimmst du das silberne Kleid auch mit?“ fragte ich.

Sie nickte. „Was machen wir nur mit all den andern Sachen, Robby? Mit den Möbeln?“

„Ich habe schon mit Frau Zalewski gesprochen. So viel ich kann, nehme ich in mein Zimmer hinüber. Das übrige geben wir einer Speditionsfirma zum Aufbewahren. Da holen wir es dann wieder ab, wenn du zurückkommst.“

„Wenn ich zurückkomme“, sagte sie.

„Ja“, erwiderte ich, „im Frühling, wenn du braun von der Sonne zurückkommst.“

Ich half ihr packen und nachmittags, als es schon dunkel draußen wurde, waren wir fertig. Es war sonderbar: die Möbel standen alle noch auf dem gleichen Platz, nur die Schränke und Schubladen waren geleert, und trotzdem erschien das Zimmer plötzlich kahl und traurig. Pat setzte sich auf ihr Bett. Sie sah müde aus. „Soll ich Licht machen?“ fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. „Lass es noch etwas so.“ Ich setzte mich neben sie. „Willst du eine Zigarette?“ fragte ich.

„Nein, Robby. Nur ein bisschen so sitzen.“

Ich stand auf und ging zum Fenster. Draußen brannten die Laternen unruhig im Regen. Der Wind wühlte in den Bäumen.

Es war acht Uhr abends. Draußen rührte ein Klaxon. „Das ist Gottfried mit dem Taxi“, sagte ich, „er will uns zum Essen abholen.“

Ich stand auf, ging zum Fenster und rief herunter, dass wir kämen. Dann knipste ich die kleine Tischlampe an und ging in mein Zimmer. Es war mir verflucht fremd. Ich holte die Rumflasche und trank rasch ein Glas. Dann ging ich zu Pat zurück. „Wollen wir los, alter Bursche?“ fragte ich.

„Ja“, sagte sie, „aber ich will noch einmal in dein Zimmer gehen.“

„Warum?“ erwiderte ich. „Die alte Bude –“

„Bleib du hier“, sagte sie. „Ich komme gleich wieder. Ich wartete eine Zeitlang, dann ging ich hinüber. Sie stand in der Mitte des Zimmers und fuhr zusammen, als sie mich erblickte. Ich hatte sie noch nie so gesehen. Sie war ganz ausgelöscht. Es war nur eine Sekunde, dann lächelte sie wieder.“

„Komm“, sagte sie. „Jetzt wollen wir gehen.“

Wir gingen. Die Korridortür klappte hinter uns zu. Im Treppenhaus war es halbdunkel; ein paar elektrische Birnen waren ausgebrannt. Pat schwieg, während sie leise und weich die Treppen herunterstieg. Ich hatte das Gefühl, als wäre ein Urlaub zu Ende und wir gingen jetzt im grauen Morgen zum Bahnhof, um an die Front zu fahren.

Lenz öffnete die Tür zum Taxi. „Vorsicht!“ sagte er.

Der Wagen war voller Rosen. Zwei riesige Büsche weißer und roter Blüten lagen auf den hinteren Sitzen. Ich erkannte sofort, woher sie kamen; – aus dem Domgarten. „Die letzten“, erklärte Gottfried selbstzufrieden.

Es gab bei Alfons gespickten Hasen mit Rotkohl und geschmorten Äpfeln. Hinterher spielte er zum Abschluss auf seinem Grammophon einen Chor der Donkosaken. Es war ein sehr leises Lied, bei dem der Chor nur gedämpft wie eine ferne Orgel brummte, während eine einsame, klare Stimme darüber schwebte.

„Kinder“, sagte Alfons, als der Chor immer leiser und leiser geworden war, bis erschließlich wie ein Seufzer verhauchte, „Kinder, wisst ihr, woran ich immer denken muss, wenn ich das höre? **An Ypern**¹⁵⁴ 1917, Gottfried, damals im

März, an den einen Abend mit Bertelsmann –”

„Ja”, sagte Lenz, „ich weiß es noch, Alfons. Es war der Abend mit den Kirschbäumen –” Alfons nickte.

Köster stand auf. „Ich glaube, es wird Zeit.” Er sah nach der Uhr. „Ja, wir müssen los.”

„Noch einen Kognak”, sagte Alfons. „Von dem echten Napoleon! Habe ihn doch extra für euch mitgebracht!”

Wir tranken den Kognak, dann brachen wir auf.

„Auf Wiedersehen, Alfons!” sagte Pat. „Ich bin immer so gern hier gewesen.” Sie gab ihm die Hand.

Alfons wurde rot. Er hielt ihre Hand fest zwischen seinen beiden Pranken. „Also, wenn mal was ist, – einfach nur Bescheid geben.” Er sah sie äußerst verlegen an. „Sie gehören ja jetzt dazu. Hätte nie gedacht, dass eine Frau auch mal dazu gehören könnte.”

„Danke”, sagte Pat, „danke, Alfons. Sie hätten mir nichts Schöneres sagen können. Auf Wiedersehen und alles Gute.”

„Auf Wiedersehen! Bald!”

Köster und Lenz brachten uns zur Bahn. Vor unserm Hause hielten wir einen Augenblick und ich holte den Hund herunter. Die Koffer hatte Jupp schon zum Bahnhof gebracht.

Wir kamen gerade rechtzeitig an. Kaum waren wir eingestiegen, da fuhr der Zug schon los. Als die Lokomotive anzog, griff Gottfried in die Tasche und reichte mir eine eingewickelte Flasche herauf. „Hier, Robby, nimm das mal. So was kann man unterwegs immer gebrauchen.”

Der Zug wurde schneller und Gottfried blieb zurück. Pat lehnte aus dem Fenster und winkte, bis der Bahnhof hinter einer Kurve verschwand. Dann wandte sie sich um. Sie war sehr blass und ihre Augen glänzten feucht. Ich nahm sie in den Arm. „Komm”, sagte ich, „jetzt trinken wir was. Du hast dich großartig gehalten.”

„Mir ist aber gar nicht großartig zumute”, erwiderte sie mit einem Versuch zu lächeln.

„Mir auch nicht”, sagte ich. „Deshalb wollen wir ja was trinken.” Ich machte die Flasche auf und gab ihr einen Becher Kognak.

„Gut?” fragte ich.

Sie nickte und lehnte sich an meine Schulter. „Ach, Liebling, was soll das alles werden?”

„Du musst nicht weinen”, sagte ich. „Ich war so stolz, dass du nicht geweint hast, den ganzen

Tag.”

„Ich weine ja gar nicht”, erwiderte sie und schüttelte den Kopf und die Tränen liefen ihr über das schmale Gesicht.

„Komm, trink noch etwas“, sagte ich und hielt sie fest. „Es ist nur immer der erste Moment, dann wird es schon besser.“

Sie nickte. „Ja, Robby. Du musst dich auch gar nicht darum kümmern. Es ist gleich vorbei und es ist besser, wenn du es gar nicht siehst. Lass mich nur ein paar Minuten hier allein sitzen, dann werde ich schon damit fertig.“

„Warum denn? Du warst den ganzen Tag so tapfer, da kannst du jetzt ruhig soviel weinen, wie du willst.“

„Ich war gar nicht tapfer. Du hast es nur nicht gemerkt.“

„Vielleicht“, sagte ich, „aber das war es dann gerade.“

Sie versuchte zu lächeln. „Warum denn eigentlich, Robby?“

„Weil man sich nicht ergibt.“ Ich strich ihr über das Haar.

„Solange man sich nicht ergibt, ist man mehr als das Schicksal.“

„Bei mir ist es kein Mut, Liebling“, murmelte sie. „Es ist einfach nur Angst. Jämmerliche Angst vor der großen, letzten Angst.“

„Das ist aller Mut, Pat.“

Sie lehnte sich an mich. „Ach, Robby, du weißt ja gar nicht, was Angst ist.“

„Doch“, sagte ich.

Die Tür ging auf. Der Schaffner verlangte die Fahrkarten. Ich gab sie ihm. „Ist die Schlafwagenkarte für die Dame?“ fragte er.

Ich nickte.

„Dann müssen Sie in den Schlafwagen gehen“, sagte er zu Pat. „Die Karte gilt nicht für die übrigen Abteile.“

„Gut.“

„Und der Hund muss in den Packwagen“, erklärte er. „Das Hundeabteil ist im Packwagen.“

„Schön“, sagte ich. „Wo ist denn der Schlafwagen?“

„Rechts der dritte Wagen. Der Packwagen ist ganz vorn.“

Er ging. Auf seiner Brust baumelte eine kleine Laterne. Das sah aus, als ginge er durch die Schächte eines Bergwerks.

„Dann wollen wir mal umziehen, Pat“, sagte ich. „Billy schmuggle ich schon zu dir rein. Der hat im Packwagen nichts zu suchen.“

Ich hatte für mich keinen Schlafwagenplatz genommen. Es machte mir nichts, in einer Abteilecke die Nacht zu verbringen. Außerdem war es billiger.

Jupp hatte Pats Gepäck schon in den Schlafwagen gebracht. Das Abteil war ein hübscher, kleiner, mit Mahagoniholz getäfelter Raum. Pat hatte das untere Bett. Ich fragte den Schaffner, ob auch das obere belegt sei.

„Ja“, sagte er, „ab Frankfurt.“

„Wann sind wir in Frankfurt?“

„Um halb drei.“

Ich gab ihm ein Trinkgeld und er ging in seine Wagenecke zurück.

„In einer halben Stunde bin ich mit dem Hund wieder bei dir“, sagte ich zu

Pat.

„Aber das geht doch nicht; der Schaffner bleibt ja im Wagen.“

„Es geht schon. Schließ nur deine Türe nicht ab.“

Ich ging zurück, an dem Schaffner vorbei, der mich ansah. Auf der nächsten Station stieg ich mit dem Hund aus und ging über den Bahnsteig am Schlafwagen vorbei bis zum nächsten Wagen. Hier wartete ich, bis der Schaffner ausstieg, um mit dem Zugführer zu schwätzen. Dann stieg ich wieder ein, ging durch den Wagen bis zu den Schlafwagenabteilen und kam zu Pat, ohne dass mich jemand gesehen hatte.

Sie trug einen weichen, weißen Mantel und sah wunderschön aus. Ihre Augen glänzten. „Ich bin jetzt ganz darüber weg, Robby“, sagte sie.

„Das ist gut. Aber willst du dich nicht zu Bett legen? Es ist mächtig knapp hier. Ich setze mich dann zu dir.“

„Ja, aber –“, sie zögerte und zeigte auf das obere Bett. „Wenn nun die Vorsteherin des Vereins für gefallene Mädchen plötzlich in der Tür steht –“

„Bis Frankfurt ist's noch lange“, sagte ich. „Ich passe schon auf. Ich schlafe nicht ein.“

Kurz vor Frankfurt ging ich in mein Abteil zurück. Ich setzte mich in die Fensterecke und versuchte zu schlafen.

Als ich aufwachte, war draußen alles weiß. Es schneite in großen Flocken und das Abteil war in ein seltsam unwirkliches Zwielflicht getaucht. Wir fuhren schon durchs Gebirge. Es war fast neun Uhr. Ich dehnte mich und ging mich waschen und rasieren. Als ich zurückkam, stand Pat im Abteil. Sie sah frisch aus.

„Hast du gut geschlafen?“ fragte ich. Sie nickte.

„Und wie war die alte Spiritistin in deinem Abteil?“

„Jung und hübsch. Sie heißt Helga Guttmann und fährt ins selbe Sanatorium wie ich.“

Wir gingen zum Speisewagen. Ich war plötzlich guter Stimmung. Es schien alles nicht mehr so schlimm wie am Abend vorher.

Helga Guttmann saß schon da. Sie war ein schlankes, lebhaftes Mädchen von südlichem Typ.

„Merkwürdig“, sagte ich, „dass sich das so getroffen hat mit demselben Sanatorium.“

„Gar nicht so merkwürdig“, erwiderte sie.

Ich sah sie an. Sie lachte. „Um diese Zeit sammeln sich doch die Zugvögel alle wieder. Drüben

–“ sie zeigte in die Ecke des Speisewagens, „der ganze Tisch dort fährt auch hin.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte ich.

„Ich kenne sie alle vom vorigen Jahr. Da oben kennt doch jeder den andern.“

Wir kamen spät Nachmittag an. Es war ganz klar geworden, die Sonne

schien golden auf die Schneefelder und der Himmel war so blau, wie wir ihn seit Wochen nicht mehr gesehen hatten. Am Bahnhof warteten eine Menge Leute. Sie grüßten und winkten und aus dem Zuge winkten die Ankommenden zurück. Helga Guttmann wurde von einer lachenden, blonden Frau und zwei Männern in hellen **Knickerbockers**¹⁵⁵ in Empfang genommen. Sie war ganz aufgeregt und wirbelig, so als wäre sie nach langer Abwesenheit nach Hause gekommen. „Auf Wiedersehen, nachher, oben!“ rief sie uns zu und bestieg mit ihren Freunden einen Schlitten.

Die Leute zerstreuten sich rasch und wir standen ein paar Minuten später allein auf dem Bahnsteig. Ein Gepäckträger trat zu uns heran.

„Welches Hotel?“ fragte er. „Sanatorium Waldfrieden“, erwiderte ich. Er nickte und winkte einem Kutscher.

Wir stiegen ein. „Wollen Sie zur **Drahtseilbahn**¹⁵⁶ oder mit dem Schlitten rauf?“ fragte der Kutscher. „Wie weit ist es mit dem Schlitten?“

„Eine halbe Stunde.“

„Dann mit dem Schlitten.“

Der Kutscher schnalzte mit der Zunge und wir fuhren los. Es ging aus dem Dorf hinaus und dann in Kehren aufwärts. Das Sanatorium lag auf einer Anhöhe über dem Dorf. Es war ein langgestrecktes, weißes Gebäude mit langen Fensterreihen.

Wir meldeten uns im Büro. Ein Hausdiener holte unser Gepäck herein und eine ältere Dame erklärte uns, dass Pat Zimmer 79 habe. Ich fragte, ob ich für ein paar Tage ebenfalls ein Zimmer haben könne. Sie schüttelte den Kopf. „Nicht im Sanatorium. Wohl aber in der **Dependance**¹⁵⁷.“

„Wo ist die Dependance?“

„Gleich nebenan.“

„Gut“, sagte ich, „dann geben Sie mir dort ein Zimmer und lassen Sie mein Gepäck hinüber bringen.“

Wir fuhren in einem völlig geräuschlosen Lift zum zweiten Stock hinauf. Eine Oberschwester nahm uns in Empfang.

„Fräulein Hollmann?“

„Ja“, sagte Pat, „Zimmer 79, nicht wahr?“

Die Oberschwester nickte, ging voran und öffnete eine Tür.

„Hier ist Ihr Zimmer.“

Es war ein heller, mittelgroßer Raum, in den durch ein breites Fenster die Abendsonne schien. Auf dem Tisch stand ein Strauß gelber und roter Astern und draußen lagen die beglänzten Schneefelder, in die sich das Dorf wie eine große, weiche Decke schmiegte.

„Gefällt es dir?“ fragte ich Pat.

Sie sah mich einen Augenblick an. „Ja“, sagte sie dann.

Der Hausknecht brachte die Koffer. „Wann muss ich zur Untersuchung?“ fragte Pat die Schwester.

„Morgen Vormittag. Heute Abend gehen Sie am besten früh schlafen, damit Sie ausgeruht sind.“

Pat zog ihren Mantel aus und legte ihn auf das weiße Bett, über dem eine neue Fiebertafel angebracht war. „Ist kein Telefon im Zimmer?“ fragte ich.

„Es ist ein Anschluss da“, sagte die Schwester. „Man kann ein Telefon hereinstellen.“

„Muss ich noch irgendetwas tun?“ fragte Pat.

Die Schwester schüttelte den Kopf. „Heute nicht. Erst morgen nach der Untersuchung wird alles festgelegt. Die Untersuchung ist um zehn Uhr. Ich hole Sie ab.“

„Danke, Schwester“, sagte Pat.

Die Schwester ging. Der Hausknecht wartete noch an der Tür. Ich gab ihm ein Trinkgeld und er ging auch. Es wurde plötzlich sehr still im Zimmer. Pat stand am Fenster und sah hinaus. Ihr Kopf war ganz dunkel vor dem Glänzen draußen.

„Bist du müde?“ fragte ich. Sie drehte sich um. „Nein.“

„Du siehst so aus“, sagte ich.

„Ich bin anders müde, Robby. Aber dafür habe ich immer noch Zeit.“

153 Ich hoffe, dass sie dann im Frühjahr wieder herunter kann. – Надеюсь, что весной она сможет вернуться. (Санаторий расположен в горах, поэтому употреблено наречие herunter).

154 Ypern – Ипр, город в Бельгии

155 Knickerbocker *m* – брюки-гольф

156 Drahtseilbahn *f* – проволочно-канатная дорога

157 Dependance (франц.) – флигель

Pensum 21

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Die Achseln zucken, keinen Boden unter den Füßen spüren (te,t), Dat. abwinken, mitsammen fahren, etwas mit Dat. abmachen (te,t), ein(aus)packen, Akk. zu Dat. abholen, etwas anknipsen (te,t), j- m Bescheid geben (a,e), sich großartig halten, j-n festhalten, j- n im Empfang nehmen (a,o), j-n in den Arm nehmen (a,o),

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Nennen Sie die Rektion der folgenden Verben. Bilden Sie Ihre eigenen Sätze zusammen:

Gleichen greifen.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Weshalb wolle Robert von Professor Jaffe unbedingt wissen, ob Patrice zurückkommen wird?
2. Gibt es viele Ärzte, die wie Professor Jaffe „immer wieder alles versuchen, und wenn sie genau wissen, dass es zwecklos“ ist?
3. Was gedachte Robert mit Pats Sachen zu tun? Hoffe er, dass sie zurückkommt oder wollte er nur noch seine Geliebte auf diese Weise trösten?
4. Wie hat sich Patrice Hollmann beim Abschied gehalten? War sie mutig? Warum wollte sie vor der Abreise Roberts Zimmer noch einmal besuchen? Was meinte sie, indem sie sagte: „Bei mir ist es kein Mut, Liebling. Es ist nur Angst. Jämmerliche Angst vor der großen, letzten Angst?“ „Ich bin anders müde. Aber dafür habe ich noch immer Zeit“?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Robert bei Professor Jaffe.
2. Patrice Hollmann beim Kofferpacken.
3. Abschiedsessen bei Alfons.
4. Im Zug.
5. Helga Guttmann.
6. Ankunft im Sanatorium „Waldfrieden“.

Kapitel XXII

Eine Woche später fuhr ich zurück. Vom Bahnhof ging ich gleich zur Werkstatt. Es war Abend, als ich ankam, es regnete immer noch und mir schien, als wäre es ein Jahr her, seit ich mit Pat abgefahren war.

Köster und Lenz saßen im Büro. „Du kommst gerade recht“, sagte Gottfried.

„Was ist denn los?“ fragte ich. „Lass ihn erst mal reinkommen“, sagte Köster. Ich setzte mich zu ihnen. „Wie geht es Pat?“ fragte Otto.

„Gut. So gut es eben kann. Aber nun sagt mir schon, was hier los ist.“

Es handelte sich um den Stutz. Wir hatten ihn re-pariert und vor vierzehn Tagen abgeliefert. Nun war Köster gestern hingegangen, um das Geld abzuholen. Inzwischen aber hatte der Mann, dem der Wagen gehörte, Pleite gemacht und der Wagen war in die **Konkursmasse**¹⁵⁸ gekommen.

„Das ist doch nicht schlimm“, sagte ich. „Wir haben ja nur mit der Versicherung zu tun.“

„Haben wir auch gedacht“, erklärte Lenz trocken. „Der Wagen ist aber nicht versichert.“

„Verdammt! Ist das wahr, Otto?“ Köster nickte. „Habe es heute erst erfahren.“ „Wer kann so was ahnen!“ sagte ich. Lenz fing an zu lachen. „Es ist zu blödsinnig!“

„Was machen wir nun, Otto?“ fragte ich.

„Ich habe unsere Forderung beim **Konkursverwalter**¹⁵⁹ angemeldet. Aber ich fürchte, es wird nicht viel dabei herauskommen.“

„Wir machen die Bude zu, das wird dabei herauskommen“, sagte Gottfried. „Das Finanzamt ist auch schon rebellisch wegen der Steuern.“

„Möglich“, gab Köster zu.

Lenz erhob sich. „Gleichmut und gute Haltung in schwierigen Situationen zierenden Soldaten.“ Er ging zum Schrank und holte den Kognak.

„Bei dem Kognak können wir sogar heroische Haltung haben“, sagte ich. „Wenn ich nicht irre, ist das unsere letzte gute Flasche.“

„Heroische Haltung, Knabe“, erwiderte Lenz verweisend, „ist was für schwere Zeiten. Wir aber leben in verzweifelten Zeiten. Da ist die einzige anständige Haltung der Humor.“ Er trank sein Glas aus. „So, und jetzt werde ich mal unsere alte **Rosinante**¹⁶⁰ besteigen und etwas Kleingeld zusammenfahren.“

Er ging über den dunklen Hof und fuhr mit dem Taxi los. Köster und ich blieben noch eine Weile sitzen. „**Pech**¹⁶¹, Otto“, sagte ich. „Wir haben verdammt viel Pech in der letzten Zeit.“

„Ich habe mir angewöhnt, nicht mehr nachzudenken, als unbedingt nötig ist“, erwiderte Köster.

„Das ist immer noch genug. Wie wars oben?“

„Wenn diese Krankheit nicht wäre, ein Paradies. Schnee und Sonne.“

Er hob den Kopf. „Schnee und Sonne. Klingt ein bisschen unwahrscheinlich, was?“

„Ja. Verflucht unwahrscheinlich. Da oben ist alles unwahrscheinlich.“ Er sah mich an. „Was hast du heute Abend vor?“

Ich zuckte die Achseln. „Werde erstmal meinen Koffer nach Hause bringen.“

„Ich muss noch auf eine Stunde weg. Kommst du nachher in die Bar?“

„Auf jeden Fall“, sagte ich. „Was soll ich sonst machen?“

Ich holte meinen Koffer vom Bahnhof und brachte ihn nach Hause. Ich öffnete die Tür, so leise ich konnte, denn ich hatte keine Lust, mit irgendjemand zu reden. Es gelang mir durchzukommen, ohne Frau Zalewski in die Hände zu fallen. Eine Weile blieb ich in meinem Zimmer sitzen. Auf dem Tisch lagen Briefe und Zeitungen. Die Briefe waren lauter Drucksachen. Ich hatte niemand, der mir schrieb. Jetzt würde ich jemand haben, dachte ich.

Nach einiger Zeit stand ich auf, wusch mich und zog mich um. Meinen Koffer packte ich nicht aus; ich wollte nachher, wenn ich allein nach Hause kam, noch etwas zu tun haben. Ich ging auch nicht in Pats Zimmer, obschon ich wusste, dass niemand da wohnte. Leise schlich ich mich über den Korridor und atmete auf, als ich draußen war.

In der Bar waren Valentin, Köster und Ferdinand Grau. Lenz kam etwas später. Ich setzte mich zu ihnen und bestellte mir eine halbe Flasche Rum. Ich fühlte mich immer noch verdammt schlecht. Der Rum klopfte hinter meiner Stirn. Ich stand leise auf und ging zu Fred ins Büro. Er schlief.

Ich weckte ihn und ließ eine Verbindung mit dem Sanatorium anmelden.

„Sie können drauf warten“, sagte er. „Um diese Zeit geht das rasch.“

Fünf Minuten später klingelte das Telefon, das Sanatorium meldete sich. „Ich möchte Fräulein Hollmann sprechen“, sagte ich.

„Einen Augenblick, ich verbinde mit der Station.“

Die Oberschwester meldete sich. „Fräulein Holmann schläft schon.“

„Hat sie kein Telefon im Zimmer?“

„Nein.“

„Können Sie sie nicht wecken?“

Die Stimme zögerte. „Nein. Sie soll heute auch nicht aufstehen.“

„Ist etwas passiert?“

„Nein. Sie muss nur die nächsten Tage im Bett bleiben.“

„Ist bestimmt nichts passiert?“

„Nein, nein, das ist immer so im Anfang. Sie muss im Bett bleiben und sich erst gewöhnen.“ Ich hängte ab. „Schon zu spät, was?“ fragte Fred.

„Wie meinst du das?“ Er zeigte mir seine Uhr. „Es geht schon auf zwölf.“

„Ja“, sagte ich. „Hätte gar nicht anrufen sollen.“ Ich ging zurück und trank weiter. Um zwei Uhr brachen wir auf.

158 **Konkursmasse** *f* – имущество банкрота, подлежащее продаже с аукциона

159 **Konkursverwalter** *m* – официальное лицо, проводящее аукцион

160 **Rosinante** – Росинант – кляча Дон-Кихота

161 **Pech** *n* (разг.) – неудача. **Er hat Pech.** – ему не повезло; его постигла неудача

Pensum 22

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Rebellisch sein (a,e), Pech haben (te,t), j-m in die Hände fallen.

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Lesen Sie den Auszug phonetisch korrekt vor! Übersetzen Sie diesen Auszug schöpferisch!

Sie atmete tiefer und drehte sich etwas zur Seite. Eine Minute später war sie fest eingeschlafen. Ich setzte mich wieder ans Fenster und sah in den Regen hinaus. Er wehte jetzt in grauen

Schauern vor den Scheiben vorbei und das Haus wirkte wie eine kleine Insel in der trüben Unendlichkeit. Ich war unruhig, denn es kam selten vor, dass Pat morgens mutlos und traurig war. Aber dann dachte ich daran, dass sie vor einigen Tagen noch lebhaft und froh gewesen war und dass vielleicht alles schon anders sein würde, wenn sie wieder erwachte. Ich wusste, dass sie viel an ihre Krankheit dachte, und ich wusste auch von Jaffé, dass es noch nicht besser geworden war, – aber ich hatte in meinem Leben so viele Tote gesehen, dass jede Krankheit für mich immer noch Leben und Hoffnung war. Ich wusste, dass man an einer Verwundung sterben konnte, und darin hatte ich große Erfahrung, – aber es fiel mir gerade deshalb oft schwer, zu glauben, dass auch eine Krankheit, bei der der Mensch doch äußerlich heil blieb, gefährlich sein konnte. Dadurch kam ich immer rasch über solche Anfälle von Mutlosigkeit hinweg.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Warum brauchten die drei Kameraden Gleichmut und heroische Haltung? Sind Sie mit Gottfried Lenz einverstanden, dass sie „in verzweifelten Zeiten lebten“?

2. Was spürte Robert, als er heimkehrte? Warum wollte er Frau Zalewski in die Hände nicht fallen?

3. Warum fand Robby keine Ruhe und rief beim Sanatorium an?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Robbys Rückkehr .
2. Pech mit dem Stutz.
3. Roberts Nachtanruf im Sanatorium.

Kapitel XXIII

Anfang November verkauften wir den Citroen. Das Geld reichte, um die Werkstatt eine Weile weiterzuführen, aber unsere Lage wurde von Woche zu Woche schlechter. Die Leute stellten im Winter ihre Wagen ein, um Benzin und Steuern zu sparen, und Reparaturen kamen immer weniger vor. Wir halfen uns zwar mit dem Taxi durch, aber der Verdienst war für drei zu knapp und ich war deshalb ganz froh, als der Wirt vom International mir vorschlug, vom Dezember ab wieder jeden Abend bei ihm Klavier zu spielen. Er hatte in der letzten Zeit Glück gehabt; der Viehhändlerverband hatte seine wöchentlichen Vereinsabende in ein Hinterzimmer des International verlegt, dann war der Pferdehändlerverband nachgefolgt und zum Schluß noch die Gesellschaft für Feuerbestattung auf gemeinnütziger Grundlage. Auf diese Weise konnte ich Lenz und Köster das Taxi lassen und mir war es auch sonst ganz recht, – ich wusste ohnehin oft nicht, wie ich die Abende herumbringen sollte.

Pat schrieb mir regelmäßig. Ich wartete auf ihre Briefe, aber ich konnte mir nicht vorstellen, wie sie lebte, und manchmal, in den dunklen, schmutzigen Dezemberwochen, wo es nicht einmal mittags richtig hell wurde, glaubte ich, sie sei mir längst entglitten und alles sei vorbei. Es schien mir endlos, seit sie fort war, und ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie wiederkommen würde. Dann kamen Abende voll schwerer, wilder Sehnsucht, wo nichts mehr half, als mit den Huren und den Viehhändlern bis morgens zu sitzen und zu trinken.

Der Wirt hatte die Erlaubnis bekommen, das International am Weihnachtsabend offen zu halten. Es sollte eine große Feier für die Junggesellen aller Vereine stattfinden. Der Vorsitzende des Viehhändlerverbandes, der Schweinehändler Stefan Grigoleit, stiftete dazu zwei Spanferkel und eine Anzahl Eisbeine. Er war seit zwei Jahren Witwer und eine weiche Natur; da wollte er Weihnachten in Gesellschaft verbringen.

Der Wirt erstand eine vier Meter hohe Edeltanne, die neben der Theke aufgebaut wurde. Rosa, die Autorität in allem, was traulich und gemütlich hieß, übernahm es, den Baum zu schmücken. Als besondere Aufmerksamkeit für Grigoleit wurde eine Anzahl rosa Marzipanschweinchen hineingehängt.

Ich hatte mich nachmittags zu Bett gelegt, um ein paar Stunden zu schlafen. Als ich aufwachte, war es dunkel. Ich musste mich einen Augenblick besinnen, ob es Abend oder Morgen war. Ich hatte geträumt, aber ich wusste nicht mehr wovon.

Ich war weit weg gewesen und ich glaubte noch zu hören, dass eine schwarze Tür hinter mir zuschlug. Dann merkte ich, dass jemand klopfte.

Um sieben Uhr meldete ich das Gespräch mit Pat an. Von dieser Zeit an kostete es die halbe Taxe und ich konnte doppelt so lange telefonieren. Eine Viertelstunde später kam das Gespräch. Pat war gleich am Apparat. Als ich ihre warme, dunkle, etwas zögernde Stimme so dicht neben mir hörte, wurde ich so aufgeregt, dass ich kaum sprechen konnte. Es war wie ein Zittern, wie ein Beben des Blutes, gegen das man mit allem Willen nichts machen konnte. „Mein Gott, Pat“, sagte ich, „bist du wirklich da?“

Sie lachte. „Wo bist du denn, Robby? Im Büro?“

„Nein, ich sitze bei Frau Zalewski auf dem Tisch. Wie geht's dir?“

„Gut, Liebling.“

„Bist du auf?“

„Ja. Ich sitze auf der Fensterbank in meinem Zimmer und habe meinen weißen Bademantel an. Draußen schneit es.“

Ich sah sie plötzlich deutlich vor mir. Ich sah die Schneeflocken wirbeln, ich sah den schmalen, dunklen Kopf, die geraden, etwas vorgebeugten Schultern, die bronzefarbene Haut —

„Herrgott, Pat“, sagte ich, „das verfluchte Geld! Ich würde mich sonst auf der Stelle in ein Flugzeug setzen und heute Abend noch ankommen.“

„Ach, Liebling —“

Sie schwieg. Ich horchte in das leise Kratzen und Summen der Leitung. „Bist du noch da, Pat?“

„Ja, Robby. Aber du musst so etwas nicht sagen. Mir ist ganz schwindlig geworden.“

„Mir ist auch verdammt schwindlig“, sagte ich. „Erzähl mir, was du da oben alles machst.“ Sie begann zu sprechen, aber ich hörte bald nicht mehr auf das, was sie sagte. Ich hörte nur ihre

Stimme, und während ich so auf dem dunklen Vorplatz hockte, zwischen dem Wildschweinschädel und der Küche mit den grünen Bohnen, schien es mir, als ginge die Tür auf und eine Welle von Wärme und Glanz käme herein, schmeichelnd und bunt, voll von Träumen, Sehnsucht und Jugend. Ich stemmte die Füße gegen den Tisch, ich stützte den Kopf in die Hand, ich sah den Wildschweinschädel an und die abgestoßene Küchentür, aber ich konnte mir nicht helfen, — Sommer war auf einmal da, Wind, Abend über Ährenfeldern und das grüne Licht der Waldwege. Die Stimme schwieg. Ich atmete tief.

„Es ist schön mit dir zu sprechen, Pat. Und heute abend, was tust du da?“

„Heute abend ist ein kleines Fest. Um acht beginnt es. Ich ziehe mich gerade dazu an.“

„Was ziehst du denn dazu an? Das silberne Kleid?“

„Ja, Robby. Das silberne Kleid, in dem du mich durch den Korridor getragen hast.“

„Und mit wem gehst du?“

„Mit niemand. Es ist doch hier im Sanatorium. Unten in der Halle. Da kennen sich alle.“

„Es muss schwer sein für dich, mich nicht zu betrügen“, sagte ich. „In dem silbernen Kleid.“ Sie lachte. „In dem schon gar nicht. Da habe ich Erinnerungen.“

„Ich auch. Ich habe gesehen, wie es wirkt. Aber ich will es auch gar nicht so genau wissen. Du kannst mich betrügen, ich will es nur nicht wissen. Nachher, wenn du zurückkommst, ist es dann nur wie geträumt für dich und vergessen und vorbei.“

„Ach Robby“, sagte sie langsam und ihre Stimme klang tiefer als vorher. „Ich kann dich nicht betrügen. Dafür denke ich viel zu viel an dich. Du weißt nicht, wie das hier oben ist. Ein strahlendes, schönes Gefängnis. Man lenkt sich ab, so gut es geht, das ist alles. Wenn ich an dein Zimmer denke, dann weiß ich manchmal nicht, was ich tun soll, dann gehe ich an den Bahnhof und sehe die Züge an, die von unten kommen und denke, dass ich dir dann näher bin, wenn ich in ein Abteil einsteige oder so tue, als ob ich jemand abholen will.“

Ich biss die Lippen zusammen. Ich hatte sie noch nie so sprechen gehört. Sie war immer scheu gewesen und ihre Zuneigung hatte viel mehr in einer Gebärde, einem Blick gelegen als in Worten.

„Ich werde zusehen, dass ich dich einmal besuchen kann, Pat“, sagte ich.

„Wirklich, Robby?“

„Ja, vielleicht Ende Januar.“

Ich wusste, dass es kaum möglich war, denn von Februar an mussten wir ja auch das Geld für das Sanatorium aufbringen. Aber ich sagte es ihr, damit sie etwas hatte, woran sie denken konnte. Es war dann später nicht so schwer, es weiter zu verschieben, bis der Tag kam, wo sie wieder herunter konnte.

„Leb wohl, Pat“, sagte ich. „Lass es dir gut gehen. Sei froh, dann bin ich auch froh. Sei froh heute abend.“

„Ja, Robby, heute bin ich glücklich.“

Pensum 23

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

weiterführen (te,t), Dat. durchhelfen (a,o), ein Gespräch mit Dat. nach Akk. anmelden, j-n betrügen, das Geld aufbringen.

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Formen Sie die Aktivsätze in die Passivsätze um!

1. Der Wirt erstand eine vier Meter hohe Edeltanne.
2. Du hast mich durch den Korridor getragen.
3. Anfang November verkauften wir den Citroen und halfen uns mit dem Taxi durch.
4. Ich stützte den Kopf in die Hand.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Warum verschlechterte sich die Lage der Autoreparaturwerkstatt & Co“? Auf welche Weise verdiente Robert sein Geld?
2. Warum nannte Patrice das Sanatorium „Walfrieden“ ein „strahlendes, schönes Gefängnis“? Wozu sagte Robert, dass er sie „vielleicht Ende Januar besuchen“ konnte? Hatte er das Geld für das Sanatorium nicht mehr aufzubringen?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Verkauf des Citroens.
2. Telefongespräch mit Patrice.

Kapitel XXIV

Es war drei Wochen später, an einem kalten Abend im Januar. Ich saß im International und spielte mit dem Wirt „**Siebzehn und vier**“¹⁶². Das Lokal war leer, nicht einmal die Huren waren gekommen. Die Stadt war unruhig. Draußen marschierten alle Augenblicke Kolonnen vorüber; manche mit schmetternden Militärmärschen, andere mit der Internationale und dann wieder schweigende, lange Züge, denen Schilder vorangetragen wurden mit Forderungen nach Arbeit und Brot. Man hörte die vielen Schritte auf dem Pflaster wie das Gehen einer riesigen, unerbittlichen Uhr. Nachmittags war es zwischen Streikenden und der Polizei bereits zu einem Zusammenstoß gekommen, bei dem zwölf Leute verletzt worden waren, und die ganze Polizei stand seit Stunden unter Alarm. Die Pflöcke der Überfallautos gellten durch die Straßen.

„Es gibt keine Ruhe“, sagte der Wirt und zeigte eine Sechzehn vor. „Seit dem Krieg hats keine Ruhe mehr gegeben. Und damals haben wir doch alle nichts anderes gewollt als Ruhe. Verrückte Welt!“

Ich zeigte Siebzehn vor und strich **den Pot**¹⁶³ ein. „Die Welt ist nicht verrückt“, sagte ich. „Nur die Menschen.“

Ich strich das Geld ein. Der Wirt gähnte und sah nach der Uhr. „Fast elf. Ich glaube, wir machen Schluss. Kommt doch keiner mehr.“

„Da kommt noch einer“, sagte Alois.

Die Tür ging. Es war Köster. „Gibts was Neues draußen, Otto?“

Er nickte. „Eine Saalschlacht in den Borussiasälen. Zwei Schwerverletzte, ein paar Dutzend Leichtverletzte und ungefähr hundert Verhaftungen. Zwei Schießereien im Norden. Ein Schupo tot. Weiß nicht, wieviel Verletzte. Na, und jetzt gehts ja wohl erst noch los, wenn die großen Versammlungen zu Ende sind. Bist du hier fertig?“

„Ja“, sagte ich. „Wir wollten gerade Schluss machen.“

„Dann komm mit.“

Ich sah zum Wirt hinüber. Er nickte. „Also Servus“, sagte ich.

„Servus“, erwiderte der Wirt träge. „Nehmt euch in Acht.“

Wir gingen hinaus. Draußen roch es nach Schnee. Flugblätter lagen wie große, tote, weiße Schmetterlinge auf der Straße.

„Gottfried ist nicht da“, sagte Köster. „Er steckt in einer dieser Versammlungen. Ich habe gehört, dass sie gesprengt werden sollen, und glaube, dass noch allerhand passieren wird. Es wäre ganz gut, wenn wir ihn vor Schluss erwischen könnten. Er ist ja nicht gerade der Ruhigste.“

„Weißt du denn, wo er ist?“ fragte ich.

„Nicht genau. Aber ziemlich sicher in einer der drei Hauptversammlungen. Wir müssen sie abfahren. Gottfried mit seinem leuchtenden Haarschopf ist ja leicht zu erkennen.“

„Gut.“ Wir stiegen ein und jagten mit Karl los zum ersten Versammlungslokal.

* * *

Auf der Straße stand ein Lastwagen mit Schupos. Die Sturmriemen **der Tschakos**¹⁶⁴ waren heruntergelassen. Karabinerläufe schimmerten stumpf im Laternenlicht. Bunte Fahnen hingen in den Fenstern. Vor dem Eingang drängte sich eine Anzahl uniformierter Leute. Fast alle waren sehr jung. Wir blieben am Eingang stehen und Köster, der sehr scharfe Augen hatte, musterte die Reihen.

Auf dem Podium stand ein kräftiger, untersetzter Mann und redete. Er hatte eine volle Bruststimme, die mühelos in den entferntesten Winkeln verständlich war. Es war eine Stimme, die überzeugte, ohne dass man viel darauf achtete, was sie sagte. Und was sie sagte, war leicht verständlich. Der Mann ging auf der Bühne umher, ungezwungen, mit kleinen Armbewegungen, ab und zu trank er einen Schluck Wasser und machte einen Witz. Dann aber stand er plötzlich still, voll dem Publikum zugekehrt, und peitschte mit veränderter, greller Stimme Satz um Satz hinaus, Wahrheiten, die jeder kannte, von der Not, vom Hunger, von der Arbeitslosigkeit, sich immer weiter steigernd, die Zuhörer mitreißend, bis er in einem **Furioso**¹⁶⁵ herauschmetterte: „Das kann nicht so weitergehen! Das muss anders werden!“

Das Publikum tobte Beifall, es klatschte und schrie, als sei damit schon alles anders geworden. Ich sah mir die Zuhörer an. Es waren Leute aller Berufe: Buchhalter, kleine Gewerbetreibende, Beamte, eine Anzahl Arbeiter und viele Frauen. Sie saßen jetzt da in dem heißen Saal, zurückgelehnt oder vorgebeugt, Reihe an Reihe, Gesicht neben Gesicht, der Strom der Worte spülte über sie hin und es war sonderbar: so verschieden sie auch waren, die Gesichter hatten alle den gleichen, abwesenden Ausdruck, einen schläfrigsüchtigen Blick in die Ferne einer nebeligen Fata Morgana, es war Leere darin und zugleich eine übermächtige Erwartung, die alles auslöschte, Kritik, Zweifel, Widersprüche und Fragen, den Alltag, die Gegenwart, die Realität. Der da oben wusste alles; – er hatte für jede Frage eine Antwort, für jede Not eine Hilfe. Es war gut, sich ihm anzuvertrauen. Es war gut, jemand

zu haben, der für einen dachte. Es war gut, zu glauben.

Köster stieß mich an. Lenz war nicht da. Er winkte mit dem Kopf nach dem Ausgang. Ich nickte und wir gingen. Die Saalwachen sahen uns finster und argwöhnisch nach. Im Vorraum stand eine Kapelle, fertig zum Einmarsch in den Saal. Ein Wald von Fahnen und Abzeichen dahinter.

„Gut gemacht, was?“ fragte Köster draußen.

„Erstklassig. Das kann ich als alter Propaganda-chef beurteilen.“

Wir fuhren ein paar Straßen weiter. Dort war die zweite politische Versammlung. Andere Fahnen, andere Uniformen, ein anderer Saal; aber sonst

alles ähnlich. Auf den Gesichtern der gleiche Ausdruck von ungewisser Hoffnung und gläubiger Leere.

„Komm“, sagte Köster nach einer Weile. „Hier ist er auch nicht. Habe ich übrigens auch nicht erwartet.“

Wir fuhren weiter. Die Luft war kalt und frisch nach dem verbrauchten Dunst in den überfüllten Sälen. Der Wagen schoss durch die Straßen. Wir kamen am Kanal vorbei. Die Laternen warfen öliggelbe Reflexe auf das dunkle Wasser, das leise an die betonierten Ufer klatschte.

„Ich denke, wir lassen den Wagen hier stehen und gehen das letzte Stück zu Fuß“, sagte Köster nach einer Weile. „Ist unauffälliger.“

Wir kamen an eine riesige, schmutzige Mietskaserne mit mehreren Hinterhäusern, Höfen und Durchgängen. Im untersten Stock befanden sich Läden, eine Bäckerei und eine Annahmestelle für Lumpen und altes Eisen. Auf der Straße vor dem ersten Durchgang standen zwei Lastwagen mit Schupos.

Im ersten Hof war in einer Ecke aus Holzlatten ein Stand aufgebaut, an dem ein paar große Sternkarten hingen. Vor einem Tisch mit Papieren stand auf einem kleinen Podium ein Mann mit einem Turban. Über seinem Kopf hing ein Schild: Astrologie, Handlesekunst, Zukunftsdeutung, – Ihr Horoskop für 50 Pfennige. Ein Schwarm Menschen umdrängte ihn.

„Otto“, sagte ich zu Köster, der vor mir herging. „jetzt weiß ich, was die Leute wollen. Sie wollen gar keine Politik. Sie wollen Religionsersatz.“

Er sah sich um. „Natürlich. Sie wollen an irgendetwas wieder glauben. An was, ist ganz egal.“

Deshalb sind sie auch so fanatisch.“

Wir kamen auf den zweiten Hof, an dem das Versammlungslokal lag. Alle Fenster waren erleuchtet. Plötzlich hörten wir Lärm von drinnen. Im selben Moment stürzte aus einem dunklen Seiteneingang eine Anzahl junger Leute in Windjacken wie auf ein verabredetes Zeichen über den Hof, dicht unter den Fenstern entlang, auf die Tür des Lokals los. Der vorderste riss sie auf und sie stürmten hinein.

„Ein Stoßtrupp“, sagte Köster. „Komm hier an die Wand hinter die Bierfässer.“

Ein Brüllen und Toben begann im Saal. In der nächsten Sekunde splitterte ein Fenster und jemand flog heraus. Gleich darauf brach die Tür auf, ein Haufen Menschen wälzte sich heraus, die ersten stürzten, die andern fielen darüber hinweg. Eine Frau schrie gellend um Hilfe und rannte durch den Torbogen hinaus. Ein zweiter Schub folgte mit Stuhlbeinen und Biergläsern, wütend ineinander verfilzt. Ein riesiger Zimmermann sprang heraus, stellte sich etwas außerhalb auf und jedesmal, wenn er den Kopf eines Gegners vor sich sah, fegte sein langer Arm im Kreise herum und schlug ihn in das Gewühl zurück. Er machte das völlig ruhig, als ob er Holz hackte.

Ein neuer Knäuel stürzte heran und plötzlich sahen wir, drei Meter vor uns,

den gelben Schopf Gottfrieds in den Händen eines tobenden Schnauzbarts.

Köster duckte sich und verschwand in dem Haufen. Ein paar Sekunden später ließ der Schnauzbart Gottfried los, warf mit einer Miene äußersten Erstaunens die Arme hoch und fiel wie ein entwurzelter Baum in die Menge zurück. Gleich darauf entdeckte ich Köster, der Lenz am Kragen hinter sich herschleppte.

Lenz wehrte sich. „Lass mich nur noch einen Augenblick hin, Otto“, keuchte er.

„Unsinn“, rief Köster, „die Schupo kommt sofort! Los, da hinten rauf.“ Wir liefen über den Hof, dem dunklen Seiteneingang zu. Es war keinen Augenblick zu früh. Im gleichen Moment schrillte jähes Pfeifen über den Hof, die schwarzen Tschakos der Schupo blitzten auf und die Polizei riegelte den Hof ab. Wir rannten die Treppe hinauf, um nicht mit zur Wache geschleppt zu werden. Von einem Flurfenster aus sahen wir, wie es weiterging. Die Schupo arbeitete glänzend. Sie sperrte ab, trieb einen Keil in den Knäuel, riss die Haufen auseinander, löste sie auf und begann sofort abzutransportieren. Als ersten den verblüfften Zimmermann, der vergeblich etwas zu erklären suchte. Hinter uns schnappte eine Tür. Eine Frau im Hemd, mit bloßen, dünnen Beinen, eine Kerze in der Hand, steckte den Kopf heraus. „Bist du da?“ fragte sie mürrisch.

„Nein“, sagte Lenz, der sich erholt hatte. Die Frau warf die Tür zu. Lenz leuchtete mit seiner Taschenlampe die Tür ab. Es war der Maurerpolier Gerhard Peschke, der hier erwartet wurde.

Unten wurde es still. Die Schupo zog ab und der Hof wurde leer. Wir warteten noch etwas, dann gingen wir die Treppen hinunter. Hinter einer Tür weinte ein Kind. Es weinte leise und klagend im Dunkel. „Recht hat es“, sagte Gottfried. „Es weint im voraus.“

Wir gingen die Straße entlang. Ein paar Leute kamen uns auf der anderen Seite entgegen. Es waren vier junge Burschen. Einer trug hellgelbe, neue Ledergamaschen, die andern eine Art von Militärstiefeln. Sie blieben stehen und sahen zu uns herüber. „Da ist er!“ rief plötzlich der mit den Gamaschen und lief schräg über die Straße auf uns zu. Im nächsten Augenblick krachten zwei Schüsse, der Bursche sprang weg und alle vier rissen aus, so schnell sie konnten. Ich sah, wie Köster zum Sprung ansetzte, aber dann in einer merkwürdigen Drehung abbog, die Arme ausstreckte, einen gepressten, wilden Laut ausstieß und Gottfried Lenz aufzufangen versuchte, der schwer aufs Pflaster schlug.

Eine Sekunde dachte ich, er sei nur gefallen; dann sah ich das Blut. Köster riss ihm die Jacke auf, zerrte das Hemd weg, – das Blut quoll dick hervor. Ich presste mein Taschentuch dagegen. „Bleib hier, ich hole den Wagen“, rief Köster und rannte los.

„Gottfried“, sagte ich, „hörst du mich?“

Sein Gesicht wurde grau. Die Augen waren halb geschlossen. Die Lider bewegten sich nicht. Ich hielt mit der einen Hand seinen Kopf, mit der anderen

drückte ich das Taschentuch auf die blutende Stelle. Ich kniete neben ihm, ich lauschte auf sein Röcheln, seinen Atem, aber ich hörte nichts, lautlos war alles, die endlose Straße, die endlosen Häuser, die endlose Nacht, – ich hörte nur leise klatschend das Blut auf das Pflaster fallen und wusste, dass das schon einmal so gewesen sein musste und dass es nicht wahr sein konnte.

Köster raste heran. Er riss die Lehne des linken Sitzes nach hinten herum. Wir hoben Gottfried vorsichtig hoch und legten ihn auf die beiden Sitze. Ich sprang in den Wagen und Köster schoss los. Wir fuhren zur nächsten Unfallstelle. Köster bremste vorsichtig. „Sieh nach, ob ein Arzt da ist. Sonst müssen wir weiter.“

Ich lief hinein. Ein Sanitäter kam mir entgegen. „Ist ein Arzt da?“

„Ja. Habt ihr jemand?“

„Ja. Kommen Sie mit ran! Eine Tragbahre.“

Wir hoben Gottfried auf die Bahre und trugen ihn hinein. Der Arzt stand schon in Hemdärmeln bereit.

„Hierher!“ Er zeigte auf einen flachen Tisch. Wir hoben die Bahre hinauf. Der Arzt zog eine Lampe herunter, dicht über den Körper.

„Was ist es?“

„Revolverschuss.“

Er nahm einen Bausch Watte, wischte das Blut fort, griff nach Gottfrieds Puls, horchte ihn ab und richtete sich auf. „Nichts mehr zu machen.“

Köster starrte ihn an. „Der Schuss sitzt doch ganz seitlich. Es kann doch nicht schlimm sein!“

„Es sind zwei Schüsse!“ sagte der Arzt.

Er wischte wieder das Blut weg. Wir beugten uns vor. Da sahen wir, dass schräg unter der stark blutenden Wunde eine zweite war, – ein kleines dunkles Loch in der Herzgegend.

„Er muss fast augenblicklich tot gewesen sein“, sagte der Arzt. Köster richtete sich auf. Er sah Gottfried an. Der Arzt bedeckte die Wunden mit Tampons und klebte Heftpflasterstreifen darüber.

„Wollen Sie sich waschen?“ fragte er mich.

„Nein“, sagte ich.

Gottfrieds Gesicht war jetzt gelb und eingefallen. Der Mund war etwas schief gezogen, die Augen waren halb geschlossen, das eine etwas mehr als das andere. Er sah uns an. Er sah uns immerfort an.

„Wie ist es denn gekommen?“ fragte der Arzt.

Niemand antwortete. Gottfried sah uns an. Er sah uns unverwandt an.

„Er kann hierbleiben“, sagte der Arzt.

Köster rührte sich. „Nein“, erwiderte er. „Wir nehmen ihn mit!“

„Das geht nicht“, sagte der Arzt. „Wir müssen die Polizei anrufen. Die Kriminalpolizei auch.“

Es muss doch sofort alles getan werden, um den Täter zu finden.“

„Den Täter?“ Köster blickte den Arzt an, als verstände er ihn nicht. „Gut“,

sagte er dann, „ich werde hinfahren und die Polizei holen.“

„Sie können telefonieren. Dann sind sie schneller hier.“

Köster schüttelte langsam den Kopf. „Nein. Ich werde sie holen.“

Er ging hinaus und ich hörte Karl anspringen. Der Arzt schob mir einen Stuhl hin. „Wollen Sie sich nicht solange setzen?“

„Danke“, sagte ich und blieb stehen. Das helle Licht lag immer noch auf Gottfrieds blutiger Brust. Der Arzt schob die Lampe etwas höher.

„Wie ist es denn gekommen?“ fragte er nochmals. „Ich weiß nicht. Es muss eine Verwechslung mit jemand gewesen sein.“

„War er im Krieg?“ fragte der Arzt. Ich nickte.

„Man sieht es an den Narben“, sagte er. „Und an dem zerschossenen Arm. Er ist mehrere Male verwundet worden.“

„Ja. Viermal.“

„Eine Gemeinheit“, sagte der Sanitäter. „Sind doch alles Lausebengels, die damals noch in den Windeln lagen.“

Ich erwiderte nichts. Gottfried sah mich an. Immerfort an.

Es dauerte lange, bis Köster wiederkam. Er war allein. Der Arzt legte die Zeitung weg, in der er gelesen hatte. „Sind die Beamten da?“ fragte er.

Köster blieb stehen. Er hatte nicht gehört, was der Arzt gesagt hatte.

„Ist die Polizei da?“ fragte der Arzt noch einmal.

„Ja“, erwiderte Köster. „Die Polizei. Wir müssen telefonieren, dass sie kommt.“

Der Arzt sah ihn an, sagte aber nichts und ging zum Telefon. Ein paar Minuten später kamen zwei Beamte. Sie setzten sich an einen Tisch und einer von ihnen nahm Gottfrieds Personalien auf. Ich weiß nicht, aber es schien mir irrsinnig, zu sagen, wie er hieß und wann er geboren war und wo er wohnte, jetzt, wo er tot war. Ich starrte auf den schwärzlichen Bleistiftstummel, den der Beamte ab und zu mit den Lippen befeuchtete, und gab mechanisch Antwort.

Der andere Beamte begann ein Protokoll aufzusetzen. Köster machte die notwendigen Angaben. „Können Sie mir ungefähr sagen, wie der Täter aussah?“ fragte der Beamte.

„Nein“, erwiderte Köster. „Ich habe nicht darauf geachtet.“

Ich blickte zu ihm hinüber. Ich dachte an die gelben Gamaschen und die Uniformen.

„Wissen Sie nicht, welcher politischen Partei er angehörte? Haben Sie nicht die Abzeichen oder die Uniform gesehen?“

„Nein“, sagte Köster. „Ich habe nichts gesehen vor den Schüssen. Und dann habe ich mich nur um –“ er stockte einen Augenblick – „um meinen Kameraden gekümmert.“

„Gehören Sie einer politischen Partei an?“

„Nein.“

„Ich meinte, weil Sie sagten, er wäre Ihr Kamerad –“

„Er ist mein Kamerad aus dem Kriege“, sagte Köster.

Der Beamte wandte sich mir zu. „Können Sie den Täter beschreiben?“ Köster sah mich fest an. „Nein“, sagte ich. „Ich habe auch nichts gesehen.“

„Merkwürdig“, sagte der Beamte.

„Wir waren im Gespräch und haben auf nichts geachtet. Es ging auch alles sehr schnell.“

Der Beamte seufzte. „Da ist wenig Aussicht, dass wir die Kerle kriegen.“ Er machte das Protokoll fertig.

„Können wir ihn mitnehmen?“ fragte Köster.

„Eigentlich – “ Der Beamte blickte den Arzt an.

„Es ist eigentlich nicht erlaubt“, sagte er dann, „aber wenn Sie ihn nach Hause nehmen wollen, – der Tatbestand ist ja klar, nicht wahr, Herr Doktor?“ Der Arzt nickte. „Sie sind ja auch Gerichtsarzt“, fuhr der Beamte fort, „also dann – wie Sie wollen – Sie müssen nur, – es könnte sein, dass morgen noch eine Kommission kommt – “

„Ich weiß“, sagte Köster. „Wir werden alles genau so lassen.“ Die Beamten gingen.

Wir nahmen die Bahre, trugen sie hinaus und legten sie auf die beiden linken Sitze, die mit der heruntergeklappten Lehne eine Ebene bildeten. Der Sanitäter und der Arzt kamen heraus und sahen zu. Wir deckten Gottfrieds Mantel über ihn und fuhren ab. Nach einer Weile wandte sich Köster zu mir um. „Wir fahren die Straße noch einmal ab. Ich habe es vorhin schon getan. Aber da war es zu früh. Vielleicht sind sie jetzt unterwegs.“

Es fing langsam an zu schneien. Köster fuhr den Wagen fast unhörbar. Er kuppelte aus und oft stellte er auch die Zündung ab. Er wollte nicht gehört werden, obschon die vier, die wir suchten, ja nicht wussten, dass wir den Wagen hatten. Dann glitten wir lautlos, wie ein weißes Gespenst durch den immer stärker fallenden Schnee. Ich holte mir aus dem Werkzeug einen Hammer heraus und legte ihn neben mich, um sofort aus dem Wagen springen und zuschlagen zu können. Wir kamen die Straße entlang, in der es passiert war. Unter der Laterne war noch der schwarze Fleck des Blutes. Köster schaltete das Licht aus. Wir glitten dicht an der Bordkante entlang und beobachteten die Straße. Niemand war zu sehen. Nur aus einer erleuchteten Kneipe hörten wir Stimmen.

Köster hielt an der Kreuzung. „Bleib hier“, sagte er, „ich will in der Kneipe nachsehen.“

„Ich gehe mit“, erwiderte ich.

Er sah mich mit einem Blick an, wie ich ihn aus der Zeit kannte, als er allein auf **Patrouille**¹⁶⁶ ging. „Ich werde es nicht in der Kneipe abmachen“, sagte er. „Da kann er mir doch noch entwischen. Ich will nur sehen, ob er da ist. Dann werden wir auf ihn warten. Bleib du hier bei Gottfried.“

Ich nickte und er verschwand im Schneegestöber. Die Flocken flogen mir ins Gesicht und schmolzen auf der Haut. Ich konnte es plötzlich nicht ertragen,

dass Gottfried zugedeckt war, als ob er nicht mehr zu uns gehörte, und ich schob den Mantel von seinem Kopf fort. Der Schnee fiel jetzt auch auf sein Gesicht, auf seine Augen und seinen Mund, aber er schmolz nicht. Ich nahm mein Taschentuch, wischte ihn weg und deckte den Mantel wieder darüber.

Köster kam zurück. „Nichts gewesen?“

„Nein“, sagte er.

Er stieg ein. „Wir fahren jetzt noch die andern Straßen ab. Ich habe das Gefühl, dass wir ihnen jeden Moment begegnen müssen.“ Der Wagen brüllte auf und wurde sofort wieder abgedrosselt. Leise schlichen wir durch die weiße, wirbelnde Nacht, von Straße zu Straße, in den Kurven hielt ich Gottfried fest, damit er nicht herunterrutschte, und ab und zu hielten wir hundert Meter hinter einer Kneipe und Köster lief in langen Sprüngen zurück um hineinzusehen. Er war von einer finsternen, kalten Besessenheit, er dachte nicht daran, Gottfried erst fortzubringen, zweimal setzte er dazu an, aber dann kehrte er wieder um, weil er glaubte, gerade in diesem Augenblick könnten die vier unterwegs sein.

Plötzlich sahen wir weit vor uns, auf einer langen, kahlen Straße, eine dunkle Gruppe von Menschen. Köster schaltete sofort die Zündung ab und lautlos, ohne Licht, kamen wir heran.

Es waren vier harmlose, ältere Leute. Einer von ihnen war betrunken. Sie begannen zu schimpfen. Köster erwiderte nichts. Wir fuhren weiter. „Otto“, sagte ich, „wir werden ihn heute nicht kriegen. Ich glaube nicht, dass er sich auf die Straße traut.“

„Ja, vielleicht“, erwiderte er nach einer Weile und wendete den Wagen. Wir fuhren zu Kösters Wohnung. Sein Zimmer hatte einen eigenen Eingang, so dass wir niemand zu wecken brauchten. Als wir ausstiegen, sagte ich: „Weshalb wolltest du der Polizei nicht sagen, wie er aussah? Wir hatten doch Hilfe beim Suchen gehabt. Und gesehen haben wir ihn doch ziemlichgenau.“

Köster blickte mich an. „Weil wir das allein abmachen werden, ohne Polizei. Glaubst du denn – “ seine Stimme wurde ganz leise, unterdrückt und schrecklich, – „ich werde ihn der Polizei übergeben? Damit er ein paar Jahre Gefängnis bekommt? Du weißt doch, wie alle diese Prozesse enden! Diese Burschen wissen, dass sie milde Richter finden! Das gibt es nicht! Ich sage dir, und wenn die Polizei ihn fände, ich würde erklären, er wäre es nicht, damit ich ihn wiederbekäme! Gottfried tot und der am Leben! Das gibt es nicht!“ Wir nahmen die Bahre von den Sitzen und trugen sie durch das Schneegestöber und den Wind hinein und es war, als wären wir in Flandern und brächten einen toten Kameraden aus den Schützengräben zurück nach hinten.

Wir kauften einen Sarg und ein Grab auf dem Gemeindefriedhof. Es war ein klarer, sonniger Tag, als er beerdigt wurde. Wir machten den Sarg selbst zu und trugen ihn die Treppen hinunter. Es gingen nicht viele Leute mit. Ferdinand, Valentin, Alfons, der Barmixer Fred, Georgie, Jupp, Frau Stoß, Gustav, Stefan Grigoleit und Rosa.

Vor dem Friedhofstor mussten wir eine Zeitlang warten. Es waren noch zwei Trauerzüge vor uns da, die durchgelassen werden mussten. Einer mit einem schwarzen Beerdigungsauto, ein anderer mit schwarz und silbern behangenen Pferden und einer endlosen Reihe von Leidtragenden, die sich lebhaft unterhielten.

Wir hoben den Sarg vom Wagen und ließen ihn selbst mit den Seilen hinunter. Der Totengräber war zufrieden damit, denn er hatte bei den andern Gräbern genug zu tun. Wir hatten auch einen Geistlichen bestellt. Wir wussten zwar nicht, was Gottfried dazu gesagt hätte, aber Valentin war dafür gewesen. Wir hatten den Pastor allerdings gebeten, keine Rede zu halten. Er sollte nur eine Bibelstelle vorlesen. Der Geistliche war ein alter, kurzsichtiger Mann. Als er an das Grab trat, stolperte er über einen Erdklumpen und wäre hineingestürzt, wenn Köster und Valentin ihn nicht gehalten hätten. Bei dem Fall aber rutschte ihm die Bibel fort und die Brille, die er gerade aufsetzen wollte. Sie fielen in das Grab. Bestürzt starrte der Geistliche hinterher. „Lassen Sie es gut sein, Herr Pfarrer“, sagte Valentin, „wir ersetzen Ihnen die Sachen.“

„Es ist nicht wegen des Buches“, erwiderte der Geistliche leise, „aber die Brille brauche ich.“

Valentin brach einen Zweig von der Friedhofshecke. Dann kniete er am Grabe nieder und es gelang ihm, die Brille an einem Bügel zu fassen und sie aus den Kränzen herauszuholen. Sie war aus Gold. Vielleicht hatte der Pfarrer sie deshalb wiederhaben wollen. Die Bibel war seitlich am Sarge vorbeigerutscht; man hätte ihn herausholen und heruntersteigen müssen, um sie zu finden. Das wollte auch der Geistliche nicht. Er stand verlegen da. „Soll ich statt dessen einige Worte sprechen?“ fragte er.

„Lassen Sie nur, Herr Pfarrer“, sagte Ferdinand. „Er hat ja nun da unten das ganze Testament.“

Die aufgeworfene Erde roch stark. In einer der Schollen kroch ein weißer Engerling. Wenn die Erde wieder heruntergeworfen war, würde er unten weiterleben, sich verpuppen und im nächsten Jahre die Scholle durchbrechen und ans Licht gelangen. Gottfried aber war tot. Er war ausgelöscht. Wir standen an seinem Grabe, wir wussten, dass sein Körper, sein Haar, seine Augen noch da waren, verwandelt schon, aber doch noch da und dass er trotzdem schon fort war und nie wieder kam. Es war nicht zu begreifen. Unsere Haut war warm, unsere Gedanken arbeiteten, unser Herz pumpte Blut durch die Adern, wir waren da wie vorher, wie gestern noch, uns fehlte nicht plötzlich ein Arm, wir waren nicht blind oder stumm geworden, alles war wie immer, gleich würden wir fortgehen und Gottfried Lenz würde zurückbleiben und niemals nachkommen. Es war nicht zu begreifen.

Die Schollen polterten auf den Sarg. Der Totengräber hatte uns Spaten gegeben und nun gruben wir ihn ein, Valentin, Köster, Alfons, ich, wie wir schon manchen Kameraden eingegraben hatten. Dröhnend schlug mir ein altes Soldatenlied durch den Schädel, ein altes, trauriges Soldatenlied, das er oft gesungen hatte –

„Argonnerwald, Argonnerwald, – ein stiller Friedhof bist du bald –“

Alfons hatte ein einfaches, schwarzes Holzkreuz mitgebracht, ein Kreuz, wie sie auf den endlosen Gräberreihen in Frankreich zu Hunderttausenden stehen. Wir setzten es an das Kopfende des Grabes.

„Kommt“, sagte Valentin schließlich heiser.

„Ja“, sagte Köster. Aber er blieb stehen. Wir blieben alle stehen. Valentin sah uns der Reihe nach an. „Wozu?“ sagte er langsam. „Wozu nur? Verflucht!“

Keiner antwortete.

Valentin machte eine müde Bewegung. „Kommt.“

Wir gingen über die Kieswege, dem Ausgang zu. Am Tor erwarteten uns Fred, Georgie und die andern. „Er konnte so wunderbar lachen“, sagte Stefan Grigoleit und die Tränen flossen über sein hilfloses, zorniges Gesicht.

Ich sah mich um. Niemand kam hinter uns her.

162 **Siebzehn und vier** – карточная игра

163 **Pot m** – здесь: деньги на кону

164 **Tschako m** – форменная фуражка

165 **Furioso n, in einem Furiozo** (итал.) – неистово и страстно

166 **Patrouille f** (франц.) – патруль, разведка

Pensum 24

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Den Pott streichen (i,ie), sich (Dat.) in Acht nehmen (a,o), j-n erwischen, zum Sprung ansetzen (te,t), Dat. angehören, sich auf (die Straße) trauen, stumm werden, dem Ausgang (auf jemanden) zugehen, sich umsehen.

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Lesen Sie den Auszug phonetisch korrekt vor! Übersetzen Sie diesen Auszug schöpferisch!

Köster blickte mich an. „Weil wir das allein abmachen werden, ohne Polizei. Glaubst du denn-“ seine Stimme wurde ganz leise, unterdrückt und schrecklich, – „ich werde ihn der Polizei übergeben? Damit er ein paar Jahre Gefängnis bekommt? Du weißt doch, wie alle diese Prozesse enden! Diese Burschen wissen, dass sie milde Richter finden! Das gibt es nicht! Ich sage dir, und wenn die Polizei ihn fände, ich würde erklären, er wäre es nicht, damit ich ihn wiederbekäme! Gottfried tot, und der am Leben! Das gibt es nicht!“

Wir nahmen die Bahre Von den Sitzen und trugen sie durch das Schneegestöber und den Wind hinein, und es war, als wären wir in Flandern und brächten einen toten Kameraden aus den Schützengräben zurück nach hinten.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Um welche Unruhen in der Stadt handelt sich in diesem Kapitel? Wie beschreibt E. M. Remarque politische Ereignisse jener Zeit?

2. Was für Leute gingen damals in Versammlungen? Wie beschreibt der Autor diese Leute und die Atmosphäre in den Versammlungen? Wie verhalten sich die drei Kameraden zur Politik? Mit wem sympathisieren Sie am meisten? Warum?

3. Was halten Sie von politischen Versammlungen und politischen Rednern in diesem Kapitel?

4. Wie meinen Sie? Wird Gottfrieds Mörder gefasst? Was für „Uniformierte“ in Ledergamaschen und Militärstiefeln hätten es sein können? Haben Sie Gottfried Lenz mit einem anderen verwechselt?

5. Weshalb wollte Otto Köster den Polizeibeamten nicht sagen, wie der Mörder aussah? Was beabsichtigte er zu unternehmen? Wird es ihm gelingen, „alles allein abzumachen“?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Unruhen in der Stadt.

2. Otto Köster und Robert Lohkamp auf der Suche nach Gottfried Lenz.

3. Gottfrieds Tod und Beisetzung.

4). Der Pastor auf dem Friedhof.

Kapitel XXV

Im Februar saß ich mit Köster zum letzten Mal in unserer Werkstatt. Wir hatten sie verkaufen müssen und jetzt warteten wir auf den Auktionator, der die Einrichtungsgegenstände und die Droschke versteigern sollte. Köster hatte Aussicht, als Rennfahrer bei einer kleineren Autofirma im Frühjahr unterzukommen. Ich blieb im Cafe International und wollte versuchen, tagsüber noch irgendeine Arbeit dazu zu finden, um mehr zu verdienen.

Auf dem Hof versammelten sich allmählich ein paar Leute. Der Auktionator kam. „Gehst du raus, Otto?“ fragte ich. „Wozu? Es steht ja alles draußen und er weiß Bescheid.“ Köster sah müde aus. Man konnte es bei ihm nicht leicht merken, aber wenn man ihn genau kannte, wusste man es. Sein Gesicht sah dann eher gespannter und härter aus als sonst. Er war Abend für Abend unterwegs, immer in derselben Gegend.

Er kannte längst den Namen des Burschen, der Gottfried erschossen hatte. Er konnte ihn nur nicht finden, weil der andere, aus Furcht vor der Polizei, sein Quartier gewechselt hatte und sich irgendwo verborgen hielt. Alfons hatte das alles herausbekommen. Er wartete ebenfalls. Es war allerdings möglich, dass der andere gar nicht in der Stadt war. Dass Köster und Alfons hinter ihm her waren, wusste er nicht. Sie warteten darauf, dass er zurückkam, wenn er sich sicher fühlte.

„Ich werde mal rausgehen und zusehen, Otto“, sagte ich.

„Gut.“

Ich ging auf den Hof. Unsere Werkzeughänke und die übrigen Sachen waren in der Mitte aufgebaut. Rechts an der Mauer stand die Taxe. Wir hatten sie sauber gewaschen. Ich betrachtete die Polster und die Reifen. Unsere brave **Milchkuh**¹⁶⁷ hatte Gottfried sie immer genannt. War gar nicht so einfach, sich davon zu trennen.

Wir fuhren zur Bank und zur Post und Köster zahlte das Geld an den Konkursverwalter ein.

„Ich gehe jetzt schlafen“, sagte er, als er wieder herauskam. „Bist du nachher da?“

„Ich habe mich heute für den ganzen Abend frei gemacht.“

„Gut, ich komme dann so um acht.“

Wir saßen in einer kleinen Kneipe vor der Stadt und fuhren dann wieder hinein. Als wir in die ersten Straßen kamen, platzte uns ein Vorderreifen. Wir wechselten ihn aus. Karl war lange nicht gewaschen worden und ich wurde ziemlich schmutzig dabei. „Müsste mir mal die Hände waschen, Otto“, sagte ich.

In der Nähe war ein ziemlich großes Cafe. Wir gingen hinein und setzten uns an einen Tisch in der Nähe des Eingangs. Zu unserm Erstaunen war das Lokal fast ganz besetzt. Eine Damenkapelle spielte und es herrschte großer Betrieb. **Die Musik trug bunte Papiermützen**¹⁶⁸, eine Anzahl Gäste war kostümiert,

Papierschlängen flogen von Tisch zu Tisch, Luftballons stiegen auf, die Kellner rannten mit hochbeladenen Tablett umher und der ganze Raum war voll Bewegung, Gelächter und Lärm.

„Was ist denn hier los?“ fragte Köster.

Ein blondes Mädchen neben uns überschüttete uns mit einer Wolke Konfetti. „Wo kommen Sie denn her?“ lachte sie. „Wissen Sie nicht, dass heute Faschingsanfang ist?“

„Ach so“, sagte ich. „Na, dann werde ich mir mal die Hände waschen.“

Ich musste das ganze Lokal durchqueren, um zu den Waschräumen zu gelangen. Eine Weile wurde ich aufgehalten durch einige Leute, die betrunken waren und eine Frau auf den Tisch heben wollten, damit sie singen sollte. Die Frau wehrte sich kreischend, dabei fiel der Tisch um und mit dem Tisch die ganze Gesellschaft. Ich wartete, bis der Durchgang frei wurde; – aber plötzlich war es mir, als hätte ich einen elektrischen Schlag erhalten. Ich stand steif und erstarrt da, das Lokal versank, der Lärm, die Musik, nichts war mehr da, undeutliche, huschende Schatten waren es nur noch, aber deutlich, ungeheuer scharf und klar blieb ein Tisch, ein einziger Tisch und an dem Tisch ein junger Mensch, mit einer **Narrenkappe**¹⁶⁹ schief auf dem Kopf, einen Arm um ein angetrunkenes Mädchen gelegt, glasige, dumme Augen, sehr schmale Lippen, und unter dem Tisch hellgelbe, auffallende, glänzend geputzte Ledergamaschen —

Ein Kellner stieß mich an. Ich ging wie betrunken weiter und blieb stehen. Mir war glühend heiß, aber ich zitterte am ganzen Körper. Meine Hände waren klatschnass. Ich sah jetzt auch die andern Leute am Tisch. Ich hörte, dass sie im Chor mit herausfordernden Gesichtern irgendein Lied sangen und im Takt dazu mit den Biergläsern auf den Tisch klopfen. Wieder stieß mich jemand an.

„Versperren Sie doch nicht die Passage“, knurrte er. Ich ging mechanisch weiter, ich fand die Waschräume, ich wusch mir die Hände und ich merkte es erst, als ich mir die Haut fast verbrüht hatte. Dann ging ich zurück.

„Was hast du?“ fragte Köster.

Ich konnte nicht antworten. „Ist dir schlecht?“ fragte er.

Ich schüttelte den Kopf und sah nach dem Tisch nebenan, von wo das blonde Mädchen herüber schielte. Plötzlich wurde Köster blass. Seine Augen verengten sich. Er beugte sich vor.

„Ja?“ fragte er ganz leise.

„Ja“, erwiderte ich.

„Wo?“

Ich blickte in die Richtung.

Köster erhob sich langsam. Es war, als ob eine Schlange sich aufrichtete. „Achtung“, flüsterte ich. „Nicht hier, Otto!“

Er wehrte mit einer kurzen Handbewegung ab und ging langsam vorwärts. Ich hielt mich bereit, hinter ihm her zu stürzen. Eine Frau stülpte ihm eine grünrote Papiermütze auf und hängte sich an ihn. Sie fiel ab, ohne dass er sie berührt hätte,

und starrte ihm nach. Er ging in einem flachen Bogen durch das Lokal und kehrte zurück.

„Nicht mehr da“, sagte er.

Ich stand auf und blickte durch den Saal. Köster hatte recht.

„Glaubst du, dass er mich erkannt hat?“ fragte ich.

Köster zuckte die Achseln. Er bemerkte jetzt erst die Papiermütze auf seinem Kopf und streifte sie ab. „Ich verstehe das nicht“, sagte ich. „Ich bin doch höchstens ein, zwei Minuten im Waschraum gewesen.“

„Du warst über eine Viertelstunde weg.“

„Was?“ Ich sah noch einmal zu dem Tisch hinüber. „Die andern sind auch weg. Da war noch ein Mädchen mit ihnen, das ist auch nicht mehr da. Wenn er mich erkannt hätte, wäre er doch bestimmt allein verschwunden.“

Köster winkte dem Kellner. „Gibt es hier noch einen zweiten Ausgang?“

„Ja, drüben, auf der andern Seite, nach der Hardenbergstraße.“

Köster zog ein Geldstück aus der Tasche und gab es dem Kellner. „Komm“, sagte er.

„Schade“, sagte das blonde Mädchen am Nebentisch und lächelte. „So ernste Kavaliers.“

Der Wind draußen schlug uns entgegen. Er schien eisig zu sein nach dem heißen Qualm des Cafés. „Geh nach Hause“, sagte Köster.

„Es waren mehrere“, erwiderte ich und stieg zu ihm ein.

Der Wagen schoss los. Wir kämten rund um das Cafe sämtliche Straßen durch, immer weiter, aber wir sahen nichts. Endlich hielt Köster an. „Entwischt“, sagte er. „Aber das macht nichts. Wir werden ihn jetzt irgendwann kriegen.“

„Otto“, sagte ich. „Wir sollten es lassen.“ Er sah mich an.

„Gottfried ist tot“, fuhr ich fort und wunderte mich selbst darüber, was ich redete. „Er wird nicht wieder lebendig davon.“

Köster sah mich immer noch an. „Robby“, erwiderte er langsam, „ich weiß nicht mehr, wie viele Menschen ich getötet habe. Aber ich weiß noch, wie ich einen jungen Engländer abgeschossen habe. Er hatte eine Ladehemmung und konnte nichts mehr machen. Ich war mit meiner Maschine ein paar Meter hinter ihm und sah sein erschrockenes, kindliches Gesicht mit der Angst in den Augen ganz genau, es war sein erster Flug, das stellten wir nachher fest und er war knapp achtzehn Jahre alt und in dieses erschrockene, hilflose, hübsche Kindergesicht habe ich auf ein paar Meter Entfernung eine Garbe mit meinem Maschinengewehr gejagt, dass der Schädel platzte wie ein Hühnerei. Ich kannte den Jungen nicht und er hatte mir nichts getan. Es hat damals länger gedauert als sonst, bis ich darüber weggekommen bin und bis ich mein Gewissen zugestampft hatte mit diesem verdammten: Krieg ist Krieg. Aber ich sage dir, wenn ich den, der Gottfried umgebracht hat, der ihn wie einen Hund niedergeschossen hat ohne Grund, nicht auch umbringe, dann war das mit dem Engländer ein furchtbares Verbrechen, verstehst du das?“

„Ja“, sagte ich.

„Und jetzt geh nach Hause. Ich muss sehen, dass es zu Ende kommt. Es ist wie eine Mauer.

Ich kann nicht weiter, ehe sie nicht weg ist.“

„Ich gehe nicht nach Hause, Otto. Wenn es so ist, wollen wir zusammenbleiben.“

„Unsinn“, sagte er ungeduldig. „Ich kann dich nicht brauchen.“ Er hob die Hand, als er sah, dass ich reden wollte. „Ich werde schon aufpassen! Ich werde ihn allein treffen, ohne die andern, ganz allein! Hab keine Angst.“

Er schob mich ungeduldig vom Sitz und raste sofort davon. Ich wusste, dass nichts ihn mehr aufhalten konnte. Ich wusste auch, weshalb er mich nicht mitgenommen hatte. Wegen Pat. Gottfried hätte er mitgenommen.

* * *

Ich ging zu Alfons. Er war der einzige, mit dem ich sprechen konnte. Ich wollte mit ihm beraten, ob wir etwas tun könnten. Aber Alfons war nicht da. Ein verschlafenes Mädchen sagte mir, er sei vor einer Stunde zu einer Versammlung gegangen. Ich setzte mich an einen Tisch um zu warten.

Das Lokal war leer. Nur eine kleine Birne brannte über dem Schanktisch. Das Mädchen hatte sich wieder hingesetzt und schlief weiter. Ich dachte an Otto und an Gottfried, ich blickte aus dem Fenster auf die Straße, die jetzt vom langsam über die Dächer steigenden Vollmond erhellt wurde, ich dachte an das Grab mit dem schwarzen Holzkreuz und dem Stahlhelm darüber und plötzlich merkte ich, dass ich weinte. Ich wischte die Tropfen weg.

Nach einiger Zeit hörte ich rasche, leise Schritte im Hause. Die Tür, die zum Hof führte, öffnete sich und Alfons trat herein. Sein Gesicht glänzte von Schweiß.

„Ich bins, Alfons“, sagte ich.

„Komm her, rasch!“

Ich folgte ihm in das Zimmer rechts hinter dem Schankraum. Alfons ging an einen Schrank und holte zwei alte Militärverbandspäckchen heraus. „Kannst mich mal verbinden“, sagte er und zog geräuschlos die Hose aus.

Er hatte einen Riss am Oberschenkel. „Das sieht aus wie ein Streifschuss“, sagte ich.

„Ist es auch“, knurrte Alfons. „Los, verbinde schon!“

„Alfons“, sagte ich und richtete mich auf. „Wo ist Otto?“

„Wie soll ich wissen, wo Otto ist“, murzte er und presste die Wunde aus.

„Wart ihr nicht zusammen?“

„Nein.“

„Du hast ihn nicht gesehen?“

„Keine Ahnung. Fasere das zweite Päckchen auseinander und leg es drauf. Ist nur ne Schramme.“ Er beschäftigte sich weiter brummend mit seiner Wunde.

„Alfons“, sagte ich, „wir haben den – du weißt schon, mit Gottfried, – wir haben ihn heute abend gesehen und Otto ist hinter ihm her.“

„Was?“ Er wurde sofort aufmerksam. „Wo ist er denn? Hat doch keinen Sinn mehr! Er muss weg!“

„Er geht nicht weg.“

Alfons warf die Schere beiseite. „Fahr hin! Weißt du, wo er ist? Er soll verschwinden. Sag ihm, dass das mit Gottfried fertig ist. Habe früher Bescheid gewusst als ihr! Siehst es ja! Hat geschossen, aber ich habe ihm die Hand runtergeschlagen. Dann habe ich geschossen. Wo ist Otto?“

„Irgendwo um die Mönkestraße rum.“

„Gott sei Dank. Da wohnt er ja längst nicht mehr. Aber schaff ihn trotzdem weg.“

Ich ging zum Telefon und rief den Taxistand an, wo Gustav sich gewöhnlich aufhielt. Er war da. „Gustav“, sagte ich, „kannst du mal zur Ecke Wiesenstraße und Bellevueplatz kommen? Schnell? Ich warte da.“

„Gemacht. Bin in zehn Minuten da.“

Ich hängte den Hörer ein und ging zu Alfons zurück. Er zog sich eine andere Hose an. „Habe nicht gewusst, dass ihr unterwegs wart“, sagte er. Sein Gesicht war immer noch naß.

„Wäre besser gewesen, ihr hättet irgendwo gegessen. Wegen des Alibis. Könnte ja sein, dass sie euch danach fragen. Man weiß nie –“

„Denk lieber an dich“, sagte ich.

„Ach wo!“ Er sprach schneller als sonst. „War allein mit ihm. Habe im Zimmer auf ihn gewartet. War in einer Wohnlaube. Ringsum keine Nachbarn. Außerdem Notwehr. Er schoss sofort, als er reinkam. Brauche kein Alibi. Kann ein Dutzend haben, wenn ich will.“ Er sah mich an. Er saß auf einem Stuhl, das nasse, breite Gesicht mir zugewandt, die Haare verschwitzt, den großen Mund schief verzogen, und seine Augen waren fast unerträglich, so viel Qual, Schmerz und Liebe lag plötzlich nackt und hoffnungslos darin. „Nun wird Gottfried Ruhe haben“, sagte er leise und heiser. „Hatte das Gefühl, dass er keine Ruhe hatte vorher.“

Ich stand stumm vor ihm.

„Geh jetzt“, sagte er.

Ich ging durch die Wirtsstube hinaus.

Gustav kam ein paar Minuten später. „Was ist los, Robert?“ fragte er.

„Unser Wagen ist uns gestohlen worden heute Abend. Jetzt habe ich gehört, er wäre in der Gegend der Mönkestraße gesehen worden. Wollen wir mal hinfahren?“

„Aber klar!“ Gustav wurde eifrig. „Was da augenblicklich alles geklaut wird! Jeden Tag ein paar Wagen. Aber meistens fahren sie ja nur damit rum, bis das Benzin zu Ende ist, und lassen sie dann stehen.“

„Ja, so wirds mit unserm auch wohl sein.“

Gustav erzählte mir, dass er bald heiraten wolle. Es sei was Kleines

unterwegs, da helfe alles nichts. Wir fuhren durch die Mönkestraße und dann durch die Querstraßen. „Da ist er!“ rief Gustav plötzlich.

Der Wagen stand in einer versteckten, dunklen Seitengasse. Ich stieg aus, nahm meinen Schlüssel und schaltete die Zündung ein. „Alles in Ordnung, Gustav“, sagte ich. „Danke schön, dass du mich hergebracht hast.“

„Wollen wir nicht noch irgendwo einen trinken?“ fragte er.

„Nein, heute nicht. Morgen. Ich muss jetzt rasch los.“

Ich griff in die Tasche, um ihm die Fahrt zu bezahlen. „Bist du verrückt?“ fragte er.

„Also danke, Gustav. Lass dich nicht aufhalten. Wiedersehen.“

Er fuhr ab. Ich wartete eine Weile, dann fuhr ich hinterher, erreichte die Mönkestraße und fuhr sie im dritten Gang langsam herunter. Als ich wieder heraufkam, stand Köster an der Ecke. „Was soll das?“

„Steig ein“, sagte ich rasch. „Du brauchst nicht mehr hier zu stehen. Er hat – er hat ihn schon getroffen.“

„Und?“

„Ja“, sagte ich.

Köster stieg schweigend ein. Er setzte sich nicht ans Steuer. Er hockte neben mir, etwas zusammengesunken, und ich fuhr.

„Wollen wir zu mir nach Hause?“ fragte ich.

Er nickte. Ich gab Gas und nahm die Strecke am Kanal entlang.

„Ich bin froh, Otto, dass es so gekommen ist“, sagte ich.

„Ich nicht“, erwiderte er.

Bei Frau Zalewski war noch Licht. Sie kam aus ihrem Salon, als ich die Tür aufschloss.

„Es ist ein Telegramm für Sie da“, sagte sie.

„Ein Telegramm?“ fragte ich erstaunt. Ich dachte immer noch an den Abend. Dann begriff ich und lief in mein Zimmer. Das Telegramm lag mitten auf dem Tisch, kalkig im grellen Licht. Ich riss die Verschlussmarke auf, die Brust presste sich mir zu, die Buchstaben verschwammen, wichen aus, kamen wieder, ich atmete auf, alles stand still und ich gab das Telegramm Köster. „Gottseidank. Ich dachte schon –“

Es waren nur drei Worte. „Robby, komm bald –“

Ich nahm das Blatt wieder. Die Erleichterung schwand. Die Angst kam zurück. „Was mag da los sein, Otto? Herrgott, weshalb telegraphiert sie nicht mehr? Es muss doch was los sein!“

Köster legte die Depesche auf den Tisch. „Wann hast du zum letzten Mal von ihr gehört?“

„Vor einer Woche. Nein, länger.“

„Melde ein Gespräch an. Wenn etwas ist, fahren wir gleich ab. Mit dem Wagen. Hast du ein Kursbuch?“

Ich meldete die Verbindung mit dem Sanatorium an und holte das Kursbuch aus

Frau Zalewskis Salon. Köster schlug es auf, während wir warteten. „Der nächste gute Anschlusszug fährt erst morgen Mittag“, sagte er. „Es ist besser, wir nehmen den Wagen und fahren so weit heran, wie es geht. Dann können wir immer noch den nächsten Anschlusszug nehmen. Ein paar Stunden sparen wir bestimmt. Was meinst du?“

„Ja, auf jeden Fall.“ Ich konnte mir nicht vorstellen, wie ich die untätigen Stunden in der Eisenbahn ertragen sollte.

Das Telefon klingelte. Köster ging mit dem Kursbuch in mein Zimmer. Das Sanatorium meldete sich. Ich fragte nach Pat. Eine Minute später sagte mir die Stations-schwester, es wäre besser, wenn Pat nicht telefoniere.

„Was hat sie?“ schrie ich.

„Eine kleine Blutung vor einigen Tagen. Und heute etwas Fieber.“

„Sagen Sie ihr, dass ich käme“, rief ich. „Mit Köster und Karl. Wir fahren jetzt ab. Haben Sie verstanden?“

„Mit Köster und Karl“, wiederholte die Stimme.

„Ja. Aber sagen Sie es ihr sofort. Wir fahren jetzt ab.“

„Ich werde es ihr gleich bestellen.“

Ich ging zurück in mein Zimmer. Meine Beine waren merkwürdig leicht. Köster saß am Tisch und schrieb die Züge aus.

„Pack deinen Koffer“, sagte er. „Ich fahre nach Hause und hole meinen auch. In einer halben Stunde bin ich zurück.“

Ich nahm den Koffer vom Schrank. Es war der von Lenz mit den bunten Hotelschildern. Ich packte rasch und sagte Frau Zalewski und dem Wirt vom International Bescheid. Dann setzte ich mich in mein Zimmer ans Fenster, um auf Köster zu warten. Es war sehr still. Ich dachte daran, dass ich morgen abend bei Pat sein würde, und plötzlich ergriff mich eine heiße, wilde Erwartung, vor der alles andere verblich, Angst, Sorge, Trauer, Verzweiflung. Ich würde morgen abend bei ihr sein, – das war ein unvorstellbares Glück, etwas, an das ich fast nicht mehr geglaubt hatte. Es war so vieles verlorengegangen seitdem.

Ich nahm meinen Koffer und ging hinunter. Alles war auf einmal nah und warm, die Treppe, der abgestandene Geruch des Hausflurs, das kalte, blinkende Gummigrau des Asphalts, über den Karl soeben heranschoss.

„Ich habe ein paar Decken mitgebracht“, sagte Köster. „Es wird kalt werden. Wickle dich ordentlich ein.“

„Wir fahren abwechselnd, was? fragte ich.

„Ja. Aber vorläufig fahre ich. Ich habe ja nachmittags geschlafen.“

Eine halbe Stunde später hatten wir die Stadt hinter uns und das ungeheure Schweigen der klaren Mondnacht nahm uns auf. Die Straße lief weiß vor uns her bis zum Horizont. Es war so hell, dass wir ohne Scheinwerfer fahren konnten. Der Klang des Motors war wie ein dunkler Orgelton; er unterbrach die Stille nicht, er machte sie nur noch fühlbarer.

„Du solltest etwas schlafen“, sagte Köster.

Ich schüttelte den Kopf. „Kann ich nicht, Otto.“

„Dann leg dich wenigstens hin, damit du morgen früh frisch bist. Wir müssen noch durch ganz Deutschland.“

„Ich ruhe mich auch so aus.“

Ich blieb neben Köster sitzen. Der Mond glitt langsam über den Himmel. Die Felder glänzten wie Perlmutter.

Gegen Morgen wurde es kalt. Die Wiesen schimmerten plötzlich von Reif, die Bäume standen wie aus Stahl gegossen vor dem fahler werdenden Himmel, in den Wäldern begann es zu wehen und aus den Schornsteinen der Häuser stieg vereinzelt Rauch auf. Wir wechselten das Steuer und ich fuhr bis zehn Uhr. Dann frühstückten wir rasch in einem Wirtshaus am Wege und ich fuhr weiter bis zwölf. Von da an blieb Köster am Steuer. Es ging schneller, wenn er allein fuhr. Nachmittags, als es zu dämmern anfang, kamen wir an das Gebirge. Wir hatten Schneeketten und eine Schaufel bei uns und erkundigten uns, wie weit wir kommen könnten.

„Sie können es mit Ketten versuchen“, sagte der Sekretär des Autoklubs. „Es ist dieses Jahr sehr wenig Schnee. Nur wie es die letzten Kilometer ist, weiß ich nicht genau. Kann sein, dass Sie da stecken bleiben.“

Wir hatten einen großen Vorsprung vor dem Zug und beschlossen zu versuchen, ganz herauf zu kommen. Im letzten Dorf ließen wir uns einen Eimer Sand geben, weil wir jetzt sehr hoch waren und Sorge hatten, beim Abwärtsfahren vereiste Kurven vor uns zu haben. Es war ganz dunkel geworden, die Bergwände ragten steil und kahl über uns in den Abend, der Pass verengte sich, der Motor brüllte im ersten Gang und Kurve um Kurve ging es abwärts. Plötzlich glitt das Licht der Scheinwerfer von den Hängen ab, es stürzte ins Leere, die Berge öffneten sich und wir sahen unten das Lichtnetz des Dorfes vor uns liegen.

Der Wagen donnerte zwischen den bunten Läden der Hauptstraße hindurch. Fußgänger sprangen beiseite, erschreckt durch den ungewohnten Anblick, Pferde scheuten, ein Schlitten rutschte ab, der Wagen jagte die Kehren zum Sanatorium hinauf und hielt vor dem Portal. Ich sprang hinaus, ich sah wie durch einen Schleier neugierige Gesichter, Leute, das **Bureau**¹⁷⁰, den Aufzug, dann lief ich durch den weißen Korridor, riss die Tür auf und erblickte Pat, wie ich sie hundertmal in Traum und Sehnsucht gesehen hatte, sie kam mir entgegen und ich hielt sie in den Armen wie das Leben und mehr als das Leben.

„Gottseidank“, sagte ich, als ich mich wieder zurecht fand, „ich glaubte, du lägest im Bett.“

Sie schüttelte den Kopf an meiner Schulter. Dann richtete sie sich auf, nahm mein Gesicht in ihre Hände und sah mich an. „Dass du da bist“, murmelte sie. „Dass du gekommen bist!“

Sie küsste mich, vorsichtig, ernst und behutsam, wie etwas, das man nicht zerbrechen will. Als ich ihre Lippen fühlte, begann ich zu zittern. Es war alles zu schnell gegangen, ich fasste es jetzt doch noch nicht ganz. Ich war noch nicht

richtig da; ich war noch voll Fahrt, voll Motordröhnen und Straße. Es ging mir wie jemand, der aus Kälte und Nacht in ein warmes Zimmer tritt; – er spürt die Wärme auf der Haut, er empfindet sie mit den Augen, – aber er ist noch nicht warm.

„Wir sind schnell gefahren“, sagte ich.

Sie antwortete nicht. Sie sah mich immer noch schweigend an. Ihr ernstes Gesicht hatte einen ergreifenden Ausdruck, ihre Augen waren dicht vor mir und es war, als wolle sie etwas sehr Wichtiges suchen und wiederfinden. Ich wurde verlegen. Ich legte die Hände auf ihre Schultern und senkte den Blick. „Bleibst du jetzt hier?“ fragte sie. Ich nickte.

„Sag es mir gleich. Sag mir, ob du wieder fortgehst, damit ich es gleich weiß.“

Ich wollte ihr antworten, dass ich es noch nicht wüsste und dass ich wahrscheinlich in ein paar Tagen abfahren müsste, weil ich kein Geld hätte um hierzubleiben. Aber ich konnte es nicht. Ich konnte es nicht, während sie mich so ansah. „Ja“, sagte ich, „ich bleibe hier. Solange, bis wir zusammen abreisen.“

Ihr Gesicht bewegte sich nicht. Aber es wurde plötzlich hell, wie von innen her erleuchtet.

„Ach“, murmelte sie, „ich hätte es auch nicht ertragen.“

Ich versuchte, über ihre Schulter hinweg die Fieberkurve am Kopfende des Bettes zu lesen. Sie bemerkte es, zog rasch das Blatt aus dem Halter, zerknüllte es und warf es unter das Bett.

„Das gilt jetzt nicht mehr“, sagte sie.

Ich merkte mir, wo das Papierknäuel lag, und beschloss, es nachher, wenn sie es nicht sah, einzustecken. „Warst du krank?“ fragte ich.

„Etwas. Aber das ist jetzt vorbei.“

„Was hat denn der Arzt gesagt?“

Sie lachte. „Frag jetzt nicht nach dem Arzt. Frag überhaupt nichts mehr. Du bist da, das ist genug!“

Sie war plötzlich verändert. Ich wusste nicht, ob es daher kam, dass ich sie so lange nicht gesehen hatte, aber sie erschien mir auch anders als früher. Ihre Bewegungen waren geschmeidiger, ihre Haut wärmer, die Art, wie sie zu mir kam, war anders, sie war nicht mehr nur ein schönes, junges Mädchen, das beschützt werden musste, es war noch etwas hinzugekommen und während ich früher oft nicht gewusst hatte, ob sie mich liebte, spürte ich es jetzt, sie verbarg nichts mehr, sie war lebendiger und mir näher als je, lebendiger, näher und schöner, beglückender, aber sonderbarerweise auch beunruhigender.

„Pat“, sagte ich, „ich muss rasch hinunter. Köster ist unten. Wir müssen sehen, wo wir wohnen.“

„Köster? Und wo ist Lenz?“

„Lenz“, antwortete ich,

„Lenz ist zu Hause geblieben.“

Sie merkte nichts.

„Darfst du hinunter, nachher?“ fragte ich. „Oder sollen wir herauf kommen?“

„Ich darf alles. Ich darf jetzt alles. Wir gehen hinunter und dann trinken wir etwas. Ich werde euch zusehen, wie ihr trinkt.“

„Gut. Wir warten dann unten in der Halle auf dich.“

Sie ging zum Schrank, um ein Kleid herauszunehmen. Ich benützte die Gelegenheit, die zusammengeknäuelten Fieberkurven in die Tasche zu stecken.

„Also bis gleich, Pat.“

„Robby!“

Sie kam mir nach und legte mir die Arme um den Hals. „Ich wollte dir eigentlich so viel sagen.“

„Ich dir auch, Pat. Aber nun haben wir ja Zeit dazu. Wir werden uns den ganzen Tag etwas erzählen. Morgen. Zu Anfang geht das nicht gleich so.“

Sie nickte. „Ja, wir wollen uns alles erzählen. Dann ist diese ganze Zeit, die wir allein waren, keine Zeit mehr, wo wir getrennt waren. Dann wissen wir alles voneinander und das ist dann, als ob wir immer beisammen gewesen sind.“

„Das waren wir auch so“, sagte ich.

Sie lächelte. „Ich nicht. Ich habe nicht so viel Kraft. Für mich wars schlimmer. Ich kann mich nicht mit Gedanken trösten, wenn ich allein bin. Ich bin dann allein, mehr weiß ich nicht. Es ist leichter, ohne Liebe allein zu sein.“ Sie lächelte noch immer. Es war ein gläsernes Lächeln, sie hielt es fest, aber man konnte hindurchsehen.

„Pat“, sagte ich. „Alter, tapferer Bursche.“

Das hab ich lange nicht gehört“, sagte sie und ihre Augen waren voll Tränen.

Ich ging zu Köster hinunter. Die Koffer waren schon ausgeladen. Man hatte uns zwei Zimmer nebeneinander in der Dependance gegeben. „Sieh dir das an“, sagte ich und zeigte ihm die Fieberkurven. „Wie das herauf und herunter geht.“

Wir gingen über den knirschenden Schnee die Treppen hinauf. „Frag morgen den Arzt“, sagte Köster. „Aus den Fieberkurven allein kann man nichts sehen.“

„Ich sehe genug“, erwiderte ich, zerknüllte sie und steckte sie wieder in die Tasche.

Wir wuschen uns. Dann kam Köster zu mir ins Zimmer. Er sah aus, als wäre er gerade aufgestanden. „Du musst dich anziehen, Robby“, sagte er.

„Ja.“ Ich wachte aus meinem Brüten auf und packte den Koffer aus. Wir gingen zum Sanatorium zurück. Karl stand noch draußen. Köster hatte ihm eine Decke über den Kühler gehängt.

„Wann fahren wir zurück, Otto?“ fragte ich.

Er blieb stehen. „Ich denke, ich fahre morgen abend oder übermorgen früh. Du bleibst doch hier –“

„Wie soll ich das denn machen“, erwiderte ich verzweifelt. „Mein Geld reicht höchstens für zehn Tage. Und für Pat ist das Sanatorium auch nur bis zum

fünfzehnten bezahlt. Ich muss zurück und verdienen. Hier brauchen sie wahrscheinlich keinen so schlechten Klavierspieler.“

Köster beugte sich über Karls Kühler und hob die Decke hoch. „Ich besorge dir Geld“, sagte er und richtete sich auf. „Deshalb kannst du ruhig hier bleiben.“

„Otto“, sagte ich, „ich weiß doch, was du von der ganzen Versteigerung übrigbehalten hast.“

Keine dreihundert Mark.“

„Das meine ich nicht. Ich kriege welches. Mach dir deswegen keine Sorgen. In acht Tagen hast du es hier.“

„Erbst du?“ fragte ich mit trübem Spott.

„So was Ähnliches. Verlass dich auf mich. Du kannst doch jetzt nicht wieder wegfahren.“

„Nein“, sagte ich. „Wüsste nicht, wie ich ihr das beibringen sollte.“

Köster legte die Decke wieder über den Kühler Karls. Er strich leicht über die Haube. Dann gingen wir in die Halle und setzten uns an den Kamin. „Wie spät ist es eigentlich?“ fragte ich.

Köster sah nach der Uhr. „Halb sieben.“

„Merkwürdig“, sagte ich. „Dachte, es wäre viel später.“

Pat kam die Treppen herunter. Sie trug ihre Pelzjacke und ging rasch durch die Halle, um Köster zu begrüßen. Ich bemerkte jetzt erst, wie braun sie war. Ihre Haut hatte die Farbe rötlicher Bronze und sie glich fast einer jungen, sehr hellen Indianerin. Aber ihr Gesicht war schmaler geworden und die Augen glänzten zu sehr.

„Hast du Fieber?“ fragte ich.

„Etwas“, erwiderte sie rasch und ausweichend. „Abends hat hier jeder Fieber. Es ist nur, weil ihr gekommen seid. Seid ihr müde?“

„Wovon?“

„Dann gehen wir in die Bar, ja? Es ist doch das erstemal, dass ich hier oben Besuch habe.“

„Gibst denn hier eine Bar?“

„Ja, eine kleine. Oder wenigstens eine Ecke, die so aussieht. Das gehört zur Behandlung. Alles vermeiden, was nach Krankenhaus aussieht. Man bekommt schon nichts, wenn man nicht darf.“

Die Bar war voll. Pat begrüßte ein paar Leute. Ein Italiener fiel mir auf. Wir setzten uns an einen Tisch, der gerade frei wurde.

„Was willst du denn haben?“ fragte ich.

„Einen Cocktail von Rum. So wie wir ihn immer in der Bar getrunken haben. Weißt du das Rezept?“

„Das ist einfach“, sagte ich zu dem Mädchen, das bediente. „Halb Portwein, halb Jamaika- Rum.“

„Zwei“, rief Pat. „Und einen Spezial.“

Das Mädchen brachte zwei Porto-Roncos und ein hellrotes Getränk. „Das ist

für mich”, sagte Pat. Sie schob uns den Rum zu. „Salute!”

Sie stellte ihr Glas hin, ohne getrunken zu haben, sah sich um, griff dann rasch nach meinem Glas und trank es aus. „Ach”, sagte sie, „wie gut das ist!”

„Was hast du denn da bestellt?” fragte ich und probierte die verdächtig hellrote Sache. Sie schmeckte nach Himbeersaft und Zitrone. Es war kein Tropfen Alkohol drin. „Ganz gut”, sagte ich.

Pat sah mich an. „Gegen den Durst”, fügte ich hinzu.

Sie lachte. „Bestell noch einen Porto-Ronco. Aber für dich. Ich bekomme keinen.”

Ich winkte dem Mädchen. „Einen Porto-Ronco und einen Spezial”, sagte ich. Ich sah, dass an den Tischen ziemlich viel Spezial getrunken wurde.

„Heute darf ich, Robby, ja?” sagte Pat, „nur heute! So wie in den alten Zeiten. Ja, Köster?”

„Der Spezial ist ganz gut”, erwiderte ich und trank das zweite Glas davon aus.

„Ich hasse ihn! Armer Robby, was Schönes musst du hier trinken!”

„Wenn wir schnell genug bestellen, komme ich schon noch zu meinem Recht”, sagte ich. Pat lachte. „Nachher zum Essen darf ich etwas trinken. Rotwein.”

Wir bestellten noch ein paar Porto-Roncos, dann gingen wir in den Speisesaal. Pat war wunderschön. Ihr Gesicht leuchtete. Wir setzten uns an einen der kleinen, weißgedeckten Tische neben den Fenstern. Es war warm und unten lag das Dorf mit seinen beglänzten Straßen im Schnee.

„Wo ist denn Helga Guttmann?” fragte ich.

„Abgereist”, sagte Pat nach einer Pause.

„Abgereist? So früh?”

„Ja”, sagte Pat und ich begriff, was sie meinte.

Das Mädchen brachte den dunkelroten Wein. Köster schenkte die Gläser voll. Die Tische waren jetzt alle besetzt. Überall saßen Menschen und plauderten. Ich fühlte Pats Hand auf meiner.

„Liebling”, sagte sie sehr leise und zärtlich. „Ich konnte es nicht mehr aushalten.”

167 **Milchkuh** *f* – здесь: дойная корова

168 **die Musik trug bunte Papiermützen** – здесь: на музыкантах были пестрые бумажные колпаки

169 **Narrenkappe** *f* – шутовской колпак. В кафе празднуют начало масленицы (**Fasching, Narrenfest**)

170 **Bureau** *n* (франц.) – бюро

Pensum 25

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Sich verborgen halten, besetzt sein, j-n aufhalten/ sich aufhalten, j-n anstoßen, mit Dat. beraten, der Anschlusszug / den Anschlusszug nehmen, abfahren, sich einwickeln, sich ausruhen, am Steuer bleiben/ den Wagen fahren, vor Dat. einen Vorsprung haben, verlegen werden, Akk. (nicht) ertragen/aushalten, sich mit Gedanken trösten, abreisen, j-m etwas vollschenken.

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Lesen Sie den Auszug phonetisch korrekt vor! Übersetzen Sie diesen Auszug schöpferisch!

Ich musste das ganze Lokal durchqueren, um zu den Waschräumen zu gelangen. Eine Weile wurde ich aufgehalten durch einige Leute, die betrunken waren und eine Frau auf den Tisch heben wollte, damit sie singen sollte. Die Frau wehrte sich kreischend, dabei fiel der Tisch um und mit dem Tisch die ganze Gesellschaft. Ich wartete, bis der Durchgang frei wurde; – aber plötzlich war es mir, als hätte ich einen elektrischen Schlag erhalten. Ich stand steif und erstarrt da, das Lokal versank, der Lärm, die Musik, nichts war mehr da, undeutliche huschende Schatten waren es nur noch, aber deutlich, ungeheuer scharf und klar blieb ein Tisch, ein einziger Tisch und an dem Tisch ein junger Mensch, mit einer Narrenkappe schief auf dem Kopf, einen Arm um ein angetrunkenes Mädchen gelegt, glasige, dumme Augen, sehr schmale Lippen, und unter dem Tisch hellgelbe, auffallende, glänzend geputzte Ledergamaschen.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Was gedachten Robert Lohkamp und Otto Köster nach dem Verkauf des Autoreparaturwerks statt zu tun?

2. Warum war Robert Lohkamp bereit, die Verfolgung des Mörders an Gottfried Lenz zu lassen? Nur, weil Gottfried „davon nicht wieder lebendig wird“? Imponiert Ihnen Otto Kösters fester Entschluss, sich an dem Mörder unbedingt zu rächen? Wieso wollte Otto den Mörder „ganz allein, ohne die anderen treffen“? Konnte Robert seinen Kameraden aufhalten?

3. Wie reagierte Otto Köster auf Roberts Mitteilung, dass Alfons den Mörder „getroffen hatte“?

4. Warum hatte Patrice Hollmann ein Telegramm an Robert geschickt? Was konnte sie „nicht mehr aushalten“? Warum wollte sie gleich wissen, ob

Robert bei ihr bleiben würde? Hat sich ihr Gesundheitszustand so sehr verschlechtert?

5. Verstehen Sie Patrice, wenn sie sagt: „Ich darf jetzt alles. Ich habe nicht so viel Kraft... Ich bin allein... Es ist leichter, ohne Liebe allein zu sein.“?

6. Auf welche Weise wollte Otto Köster für Robert Geld besorgen? Hat er von der Versteigerung viel Geld übrig behalten? Können Sie Otto Köster einen echten Freund nennen? Oder bleibt er immer noch nur ein Frontkamerad von Robert, Gottfried u. a.?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Verkauf der Werkstatt und der Taxe.
2. Abschied von Matilde Stoß.
3. Das erste Treffen mit Gottfrieds Mörder.
4. Die Rate Alfons.
5. Patrice Hollmanns Telegramm.
6. Die Reise durch ganz Deutschland zu Pat.
7. In der Bar mit Pat.

Kapitel XXVI

Ich kam aus dem Zimmer des Chefarztes, Köster wartete auf mich in der Halle. Er stand auf, als er mich sah. Wir gingen nach draußen und setzten uns auf eine Bank vor dem Sanatorium. „Es ist schlimm, Otto“, sagte ich. „Schlimmer, als ich fürchtete.“

Eine Gruppe Skiläufer zog lärmend dicht an uns vorüber. Ein paar mit Öl eingeschmierte Frauen mit kräftigen, sonnverbrannten Gesichtern und breiten, weißen Gebissen waren dabei. Sie schrien einander zu, dass sie Hunger wie die Wölfe hätten. Wir warteten, bis sie vorbei waren. „So was lebt natürlich“, sagte ich. „Lebt und ist gesund bis in die Knochen. **Zum Kotzen!**“¹⁷¹

„Hast du mit dem Chefarzt selbst gesprochen?“ fragte Köster.

„Ja. Er hat mir alles sehr **verklausuliert**¹⁷² erklärt, mit vielen Einschränkungen. Aber das Ergebnis ist, dass es schlechter geworden ist. Er behauptet zwar, es sei besser geworden.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Er behauptet, wenn sie unten geblieben wäre, würde längst alle Hoffnung verloren sein. Hier ist es langsamer gegangen. Das nennt er dann besser werden.“

Köster zog mit den Absätzen seiner Schuhe Striche in den harten Schnee. Dann hob er den Kopf. „Er hat also Hoffnung?“

„Ein Arzt hat immer Hoffnung, das gehört zu seinem Beruf. Aber ich habe verdammt wenig mehr. Ich fragte ihn, ob er einen **Pneumothorax**¹⁷³ gemacht hätte. Er sagte, das ginge nicht mehr. Sie hätte vor Jahren schon einen gehabt. Jetzt seien beide Lungen krank. Es ist verflucht, Otto.“

„Was hat er sonst noch gesagt?“ fragte Köster.

„Er hat mir erklärt, woher es wahrscheinlich käme. Er hätte schon viele Patienten im gleichen Alter gehabt. Es seien Folgen des Krieges. Unterernährung in den Entwicklungsjahren. Aber was geht mich das alles an. Sie soll gesund werden.“ Ich sah ihn an. „Natürlich hat er mir gesagt, dass er oft genug Wunder erlebt hätte. Gerade bei dieser Krankheit käme es vor, dass sie plötzlich stehen bliebe, verkapselte und ausheilte, sogar in verzweifelten Fällen. Das hat Jaffé auch gesagt. Aber ich glaube nicht an Wunder.“

Köster antwortete nicht. Wir blieben schweigend nebeneinander sitzen. Was sollten wir auch sagen? Wir hatten beide zu viel mitgemacht, als dass wir mit Trost etwas hätten anfangen können.

„Sie darf nichts merken, Robby“, sagte Köster schließlich.

„Natürlich nicht“, erwiderte ich.

Wir blieben sitzen, bis Pat kam. Ich dachte nichts; ich war nicht einmal verzweifelt, ich war ganz dumpf und grau und tot.

„Da ist sie“, sagte Köster.

„Ja“, sagte ich und stand auf.

„Hallo!“ Pat kam heran und winkte. Sie taumelte etwas und lachte. „Ich bin ein bisschen betrunken. Von der Sonne. Immer, wenn ich in der Sonne gelegen habe, schwanke ich wie ein alter Seemann.“

Ich sah sie an und mit einem Schlage war alles anders. Ich glaubte dem Arzt nicht mehr; ich glaubte an das Wunder. Sie war da; sie lebte; sie stand da und lachte, – alles andere versank davor.

Sie lachte. „Ich habe heute einen guten Tag. Ohne Fieber. Ich darf raus. Wollen wir ins Dorf gehen und einen Aperitif trinken?“

„Natürlich.“

„Also los!“

„Wollen wir nicht lieber einen Schlitten nehmen?“ fragte Köster.

„Ich halte es schon aus“, sagte Pat.

„Das weiß ich“, sagte Köster. „Aber ich bin noch nie in so einem Ding gefahren. Ich möchte es mal versuchen.“

Wir winkten einen Kutscher heran und fuhren die Serpentina hinab ins Dorf. Vor einem Cafe, das eine kleine, sonnige Terrasse hatte, hielten wir und stiegen aus. Es saßen viele Leute da und ich erkannte einige aus dem Sanatorium. Der Italiener aus der Bar war auch dabei. Er wurde Antonio gerufen und kam an unsern Tisch, um Pat zu begrüßen. Er erzählte, dass ein paar **Spaßvögel**¹⁷⁴ in der vergangenen Nacht einen Patienten, während er schlief, mitsamt dem Bett aus seinem Zimmer gerollt und in das Zimmer einer uralten Lehrerin geschoben hätten.

„Weshalb haben sie denn das gemacht?“ fragte ich.

„Er ist geheilt und fährt in den nächsten Tagen ab“, erwiderte Antonio. „Da werden immer solche Streiche gemacht.“

„Das ist der berühmte **Galgenhumor**¹⁷⁵ der Zurückbleibenden, Liebling“, sagte Pat.

„Hier oben wird man kindisch“, meinte Antonio entschuldigend.

Geheilt, dachte ich, einer ist geheilt und fährt zurück. „Was willst du trinken, Pat?“ fragte ich.

„Einen Martini. Einen trockenen Martini.“

Ein Radio begann zu spielen. Wiener Walzer. Sie wehten durch die warme, sonnige Luft wie leichte, helle Fahnen. Der Kellner brachte die Martinis. Sie waren sehr kalt und perlten noch, während die Sonne hineinschien. „Schön, so zu sitzen, wie?“ fragte Pat.

„Herrlich“, erwiderte ich.

„Aber manchmal ist es nicht zum Aushalten“, sagte sie.

Wir blieben zum Essen unten. Pat wollte es gern. Sie hatte in der letzten Zeit immer im Sanatorium bleiben müssen und dieses war ihr erster Ausgang; da meinte sie, sie fühle sich doppelt so gesund, wenn sie einmal im Dorf essen könne. Antonio aß mit uns. Nachher fuhren wir wieder hinauf und Pat ging in ihr Zimmer, weil sie zwei Stunden liegen musste. Köster und ich holten Karl aus der

Garage und sahen ihn nach. Wir mussten zwei gebrochene Federblätter austauschen. Der Garagenmeister hatte Werkzeug da und wir machten uns an die Arbeit, Dann füllten wir Öl nach und schmierten das Chassis durch.

Pat kam hinzu. Sie sah warm und ausgeschlafen aus. Ihr Hund tobte um sie herum. „Billy!“ rief ich. Er stutzte, aber er war nicht übermäßig freundlich. Er kannte mich nicht wieder und wurde ganz verlegen, als Pat ihn auf mich aufmerksam machte. „So geht’s“, sagte ich. „Gottlob, dass die Menschen ein besseres Gedächtnis haben. Wo war er denn gestern?“

Pat lachte. „Er hat die ganze Zeit unterm Bett gelegen. Er ist eifersüchtig, wenn ich Besuch bekomme, und zieht sich dann ärgerlich zurück.“

„Du siehst wunderbar aus“, sagte ich.

Sie blickte mich glücklich an. Dann trat sie an Karl heran. „Ich möchte mal wieder drinsitzen und ein kleines Stück fahren“.

„Natürlich“, sagte ich, „was, Otto?“

„Selbstverständlich. Sie haben ja einen dicken Mantel an und hier sind noch Schals und Decken genug.“

Pat setzte sich nach vorn, hinter die Windschutzscheibe, neben Köster. Karl brüllte auf.

Wir kamen aus dem Dorf heraus. Es war später Nachmittag und die Schneefelder schimmerten rötlich, überhaucht von der tiefen Sonne. Ein paar Heuschöber am Hang lagen fast begraben im Weiß. Wie schmale Kommas schlangen die letzten Skiläufer zu Tal. Sie passierten dabei die rote Sonne, die mächtig noch einmal hinter dem Hang hervorkam, ein Ball düsterer Glut.

„Seid ihr gestern hier entlang gekommen?“ fragte Pat.

„Ja.“

„So weit vom Dorf war ich noch nie“, sagte Pat. „Ist das die Straße nach Hause?“

„Ja.“

Sie schwieg und sah hinunter. Dann stieg sie aus und hielt die Hand schützend vor die Augen. So starrte sie nach Norden, als könne sie schon die Türme der Stadt sehen. „Wie weit ist es?“ fragte sie.

„So an tausend Kilometer. Im Mai fahren wir hinunter. Dann holt Otto uns ab.“

„Im Mai“, wiederholte sie. „Mein Gott, im Mai.“

Die Sonne versank langsam. Das Tal wurde lebendig; die Schatten, die bisher starr in den Bodenfalten gehockt hatten, begannen lautlos hervorzuhuschen und höher zu klettern wie blaue Riesenspinnen. Es wurde kühl.

„Wir müssen zurück, Pat“, sagte ich.

Sie blickte auf und ihr Gesicht war plötzlich wie zerfallen vor Schmerz. Ich sah auf einmal, dass sie alles wusste. Sie wusste, dass sie nie mehr über diese gnadenlose Bergkette am Horizont hinwegkommen würde, sie wusste es und wollte es verbergen, so wie wir es vor ihr verbergen wollten, aber einen Augenblick lang

verlor sie die Fassung und aller Jammer der Welt brach aus ihren Augen.

„Lasst uns noch ein Stück hinunterfahren“, sagte sie. „Nur ein ganz kleines Stück abwärts.“

„Komm“, erwiderte ich, nachdem ich Köster angesehen hatte. Sie stieg zu mir hinten in den Wagen, ich bettete sie in meinen Arm und zog die Decke über uns beide. Der Wagen begann langsam bergab zu fahren, in das Tal und in die Schatten.

„Robby, Liebling“, flüsterte Pat an meiner Schulter, „jetzt ist es, als ob wir nach Hause führen, zurück in unser Leben –“

„Ja“, sagte ich und zog die Decke bis an ihr Haar. Es wurde rasch dunkler, je tiefer wir kamen. Pat lag ganz unter den Decken. Sie schob ihre Hand auf meine Brust, unter das Hemd, ich fühlte ihre Hand auf meiner Haut, und dann ihren Atem, ihre Lippen und dann ihre Tränen.

Vorsichtig, damit sie die Kurve nicht merkte, drehte Köster auf dem Marktplatz des nächsten Dorfes den Wagen in einer langen Schleife und fuhr langsam zurück.

Die Sonne war verschwunden, als wir die Höhe wieder überfuhren, und im Osten stand schon blass und klar zwischen aufsteigenden Wolken der Mond. Wir fahren zurück, die Ketten malten über den Boden mit monotonem Geräusch, es wurde sehr still, ich saß reglos und rührte mich nicht und fühlte die Tränen Pats auf meinem Herzen, als blute dort eine Wunde.

Eine Stunde später saß ich in der Halle. Pat war in ihrem Zimmer und Köster war zur Wetterstelle gegangen, um sich zu erkundigen, ob es Schnee gäbe. Es war draußen dunstig geworden, der Mond hatte jetzt einen Hof und weich und grau wie Samt stand der Abend vor den Fenstern. Nach einer Weile kam Antonio und setzte sich zu mir.

Ein Trupp junger Leute lief kichernd durch die Halle. Antonio lachte.

„Die kommen von der Post. Sie haben an Roth ein Telegramm geschickt.“

„Wer ist Roth?“

„Das ist der, der nächstens abreist. Sie haben ihm telegraphiert, er dürfe wegen einer Grippeepidemie in seiner Heimat nicht abfahren und müsse noch hierbleiben. Das sind so übliche Scherze. Weil sie selbst hierbleiben müssen, verstehen Sie?“

Ich schaute durch das Fenster auf den grauen Samt der verhangenen Berge. Das ist ja alles nicht wahr, dachte ich, das ist ja alles keine Wirklichkeit, so geht das doch nicht. Das ist doch nur eine Bühne hier, auf der ein bisschen Tod gespielt wird. Wenn man stirbt, das ist doch furchtbarer Ernst. So kann man doch nicht sterben, mit etwas Fieber und rauhem Atem, dazu gehören doch Schüsse und Wunden, so kenne ich es doch –“

„Sind Sie auch krank?“ fragte ich Antonio.

„Natürlich“, sagte er lächelnd.

Köster kam von der Wetterdienststelle zurück. „Ich muss fahren, Robby“,

sagte er. „Das Barometer ist gefallen und wahrscheinlich gibt es diese Nacht Schnee. Dann komme ich morgen nicht mehr durch. Heute abend geht's grade noch.

„Gut. Essen wir noch mitsammen?“

„Ja. Ich packe jetzt rasch.“

„Ich komme mit“, sagte ich.

Wir packten Kösters Sachen zusammen und brachten sie zur Garage hinunter. Dann gingen wir zurück, um Pat zu holen.

„Wenn irgendwas ist, ruf mich an, Robby“, sagte Otto. Ich nickte.

„Das Geld hast du in wenigen Tagen hier. Genug für einige Zeit. Tu alles, was nötig ist.“

„Ja, Otto.“ Ich zögerte. „Wir haben doch noch ein paar Ampullen Morphinum zu Hause. Kannst du mir die schicken?“

Er sah mich an. „Wozu willst du sie haben?“

„Ich weiß nicht, wie das hier wird. Vielleicht ist es nicht nötig. Ich habe immer noch so eine Hoffnung, trotz allem. Immer, wenn ich sie sehe. Wenn ich allein bin, nicht. Aber ich möchte nicht, dass sie leidet, Otto. Dass sie so herumliegt und dass nichts mehr da ist, als Schmerzen. Vielleicht geben sie es ihr hier dann auch so. Aber es ist mir eine Beruhigung, zu wissen, dass ich ihr helfen kann.“

„Nur das, Robby?“ fragte Köster.

„Nur das, Otto. Bestimmt. Sonst würde ich es dir nicht sagen.“ Er nickte.

„Wir sind nur noch zwei“, sagte er langsam.

„Ja.“

„Gut, Robby.“

Wir gingen in die Halle und ich holte Pat herunter. Dann aßen wir rasch, denn es bezog sich immer mehr. Köster fuhr Karl aus der Garage zum Portal vor.

„Mach's gut, Robby“, sagte er.

„Du auch, Otto.“

„Auf Wiedersehen, Pat.“ Er gab ihr die Hand und sah sie an. „Im Frühjahr komme ich Sie holen.“

„Leben Sie wohl, Köster.“ Pat hielt seine Hand fest. „Ich freue mich so, Sie noch gesehen zu haben. Grüßen Sie auch Gottfried Lenz von mir.“

„Ja“, sagte Köster.

Sie hielt immer noch seine Hand. Ihre Lippen zitterten. Und plötzlich machte sie einen Schritt vor und küsste ihn. „Leben Sie wohl“, murmelte sie mit erstickter Stimme.

Kösters Gesicht war auf einmal von einer hellroten Flamme durchflogen. Er wollte noch etwas sagen, aber er wandte sich ab, stieg in den Wagen, fuhr in einem Sprung an und jagte die Serpentina herunter, ohne umzusehen. Wir sahen ihm nach. Dann verschwand er und wir hörten noch lange das immer schwächer werdende Summen der Maschine.

Pat stand vorgebeugt und lauschte, solange noch etwas zu vernehmen war. Dann wandte sie sich mir zu. „Jetzt ist das letzte Schiff abgefahren, Robby.“

„Das zweitletzte“, erwiderte ich. „Das letzte bin ich. Und weißt du, was ich vorhabe? Ich will mir einen andern Ankerplatz suchen. Das Zimmer in der Dependance gefällt mir nicht mehr. Ich sehe nicht ein, weshalb wir nicht zusammenwohnen können. Werde mal versuchen, ein Zimmer in deiner Nähe zu bekommen.“

Sie lächelte. „Ausgeschlossen! Kriegst du nicht! Wie willst du das machen?“

„Freust du dich, wenn ich es schaffe?“

„Was für eine Frage! Es wäre herrlich, Liebling. Fast wie bei Mutter Zalewski!“

„Gut, dann lass mich mal jetzt eine halbe Stunde arbeiten!“

„Schön. Ich spiele so lange mit Antonio Schach. Das habe ich hier gelernt.“

Ich ging ins Büro und erklärte, dass ich längere Zeit bliebe und ein Zimmer in Pats Etage haben möchte. Eine ältere Dame ohne Busen sah mich **indigniert**¹⁷⁶ an und lehnte meinen Wunsch auf Grund der Hausordnung ab.

„Wer hat die Hausordnung gemacht?“ fragte ich.

„Die Direktion“, gab die Dame zurück und strich die Falten ihres Kleides glatt.

Ziemlich widerwillig teilte sie mir schließlich mit, dass der Chefarzt über Ausnahmen zu entscheiden habe. „Er ist aber nicht mehr da“, fügte sie hinzu. „Und abends darf er nur dienstlich zu Hause gestört werden.“

„Schön“, sagte ich, „dann werde ich ihn mal dienstlich stören. In Sachen der Hausordnung.“

Der Chefarzt wohnte in einem kleinen Hause neben dem Sanatorium. Er empfing mich gleich und gab mir sofort die Erlaubnis. „So leicht habe ich mir das nach dem Anfang nicht vorgestellt“, sagte ich.

Er lachte. „Aha, die alte Rexroth hat Sie wohl erwischt? Na, ich werde gleich mal telefonieren.“ Ich ging zurück ins Büro. Die alte Rexroth verschwand würdig, als sie mein herausforderndes Gesicht erblickte. Ich regelte alles mit der Sekretärin und gab dem Hausknecht Auftrag, mein Gepäck herüber zu schaffen und mir ein paar Flaschen zu trinken zu besorgen. Dann ging ich zu Pat in die

Halle.

„**Hast du’s geschafft**¹⁷⁷?“ fragte sie.

„Noch nicht, aber in ein paar Tagen werde ich’s schon erreichen.“

„Schade.“ Sie warf die Schachfiguren um und stand auf.

„Was wollen wir machen?“ fragte ich. „In die Bar gehen?“

„Wir spielen abends oft Karten“, sagte Antonio. „Es gibt **Föhn**¹⁷⁸, das spürt man. Da ist Kartenspielen das bequemste.“

„Kartenspielen? Pat?“ fragte ich verwundert. „Was kannst du denn für

Kartenspiele? **Schwarzer Peter**¹⁷⁹ und **Patience**¹⁸⁰, was?“

„Poker, Liebling“, erklärte Pat.

Ich lachte. „Tatsächlich, sie kann es“, sagte Antonio. „Sie ist nur zu waghalsig. Sie blufft furchtbar.“

„Ich auch“, erwiderte ich. „Das müssen wir doch mal versuchen.“

Wir setzten uns in eine Ecke und begannen zu spielen. Pat pokerte gar nicht schlecht. Sie bluffte wirklich, dass die Fetzen flogen. Nach einer Stunde zeigte Antonio auf die Landschaft draußen vor dem Fenster. Es schneite. Langsam, als zögerten sie noch, fielen die dicken Flocken fast senkrecht herunter.

„Es ist ganz windstill“, sagte Antonio. „Das gibt viel Schnee.“

„Wo mag Köster jetzt sein?“ fragte Pat.

„Er ist schon über den Hauptpass weg“, sagte ich. Einen Augenblick sah ich Karl ganz deutlich vor mir, wie er mit Köster durch die weiße Nacht zog, und alles kam mir plötzlich etwas unwirklich vor, – dass ich hier saß, dass Köster unterwegs war und dass Pat da war. Sie lächelte mich glücklich an, die Hand mit den Karten auf den Tisch gestemmt. „Los, Robby!“

Wir gingen noch in die Bar und tranken ein paar Spezial. Dann musste Pat schlafen. Ich verabschiedete mich in der Halle von ihr. Sie schritt langsam die Treppe hinauf und sah sich um und blieb stehen, bevor sie in den Korridor einbog. Ich wartete etwas, dann ließ ich mir im Büro meinen Zimmerschlüssel geben. Die kleine Sekretärin lächelte. „Nummer achtundsiebzig“, sagte sie.

Es war das Zimmer neben Pat. „Auf Veranlassung von Fräulein Rexroth etwa?“ fragte ich.

„Nein, Fräulein Rexroth ist im Missionshaus“, erwiderte sie.

„Missionshäuser sind manchmal ein Segen“, sagte ich und ging rasch hinauf. Meine Sachen waren schon ausgepackt. Eine halbe Stunde später klopfte ich an die Verbindungstür zwischen den beiden Zimmern. „Wer ist da?“ rief Pat.

„Die **Sittenpolizei**“¹⁸¹, erwiderte ich.

Der Schlüssel knirschte und die Tür flog auf. „Du, Robby?“ stammelte Pat fassungslos.

„Ich!“ sagte ich. „Der Besieger von Fräulein Rexroth! Der Kognak- und Portoroncobesitzer!“ Ich zog die Flaschen aus den Taschen meines Bademantels. „Und nun sag mir sofort, wie viel Männer hier schon gewesen sind.“

„Niemand, außer dem Fußballklub und dem verstärkten philharmonischen Orchester“, erklärte Pat lachend. „Ach, Liebling, jetzt sind die alten Zeiten wieder da!“

Sie schief an meiner Schulter ein. Ich blieb noch lange wach. In einer Ecke des Zimmers brannte eine kleine Lampe. Die Schneeflocken klopfen leise gegen das Fenster und die Zeit schien stille zu stehen in dieser matten, braungoldenen Dämmerung.

¹⁷¹ zum **Kotzen!** – Противно! Тошнит!

- 172 **verklausulieren** – вести речь с оговорками
- 173 **Pneumothorax** *m* – пневмоторакс, один из приемов лечения больных туберкулезом
- 174 **Spaßvögel** *m* – шутник (ср. **Unglücksvogel Totenvogel**)
- 175 **Galgenhumor** *m* – юмор висельника
- 176 **indigniert** – возмущенно
- 177 **Hast dus geschafft? = Hast du es geschafft?**
- 178 **Föhn** *m* – сухой, теплый ветер, дующий с гор
- 179 **Schwarzer Peter** – карточная игра типа «Акулины»
- 180 **Patience** *f* (франц.) – пасьянс
- 181 **Sittenpolizei** *f* – полиция нравов

Pensum 26

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Verklausulieren, an Wunder glauben, die Fassung verlieren (o,o), j-n von Dat. grüßen, sich j-m zuwenden.

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Formen Sie die Aktivsätze in die Passivsätze um!

1. Köster stellte die Gläser auf den Tisch und schenkte ein.
2. Wir schlossen die Tür ab.
3. Ein Kellner stieß mich an.
4. Köster legte die Depesche auf den Tisch.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Was haben Robert und Otto alles unternommen, um Patrice glücklich zu machen?
2. Glaubte Robert an Wunder bei Pats Erkrankung?
3. Wie verstand Robert, dass Patrice alles über ihre Krankheit wusste? Wie verhielt sie sich zu ihrer Krankheit? Verlor sie manchmal die Fassung? Wie benahm sie sich beim Abschied von Köster?
4. Wie benahm sich Otto Köster? Verstand er Roberts und Pats Gemütszustand? Auf welche Weise drehte er während des Ausflugs den Wagen auf den Rückweg? Warum sagte er Patrice, dass er „im Frühjahr sie holen komme“?

5. Wie reagierte Robert auf Pats Worte: „Jetzt ist das letzte Schiff abgefahren.“? Wozu wollte er unbedingt ein Zimmer in Pats Nähe bekommen? Warum erlaubte der Chefarzt Robert sofort, ein Zimmer neben Patrice zu beziehen?

6. Kann man Pats Lungenkrankheit auf die Folgen des Krieges zurückführen?

7. Ist es den Ärzten gelungen, die Tuberkulose endgültig zu bekämpfen.

8. Wie verbringen die Lungenkranken ihre Zeit im Sanatorium? Was für „übliche Scherze“ machen sie?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Pats Gesundheitszustand.
2. Pats erster Ausgang.
3. Ausflug ins Gebirge mit Karl.
4. Abschied von Otto Köster.
5. „Die alten Zeiten wieder da“.

Kapitel XXVII

Die nächsten Tage schneite es ununterbrochen. Pat hatte Fieber und musste zu Bett bleiben.

Viele im Hause hatten Fieber.

„Es ist das Wetter“, sagte Antonio. „Zu warm und föhning. Richtiges Fieberwetter.“

„Liebling, geh ein bisschen raus“, sagte Pat. „Kannst du Skifahren?“

„Nein. Wie sollte ich das können? Ich war ja nie im Gebirge.“

„Antonio wird es dir beibringen. Es macht ihm Spaß. Er mag dich gern.“

„Ich bleibe viel lieber hier.“

Sie richtete sich im Bett auf. Das Nachthemd fiel von ihren Schultern. Verdammt schmal waren sie. Verdammt schmal war auch der Nacken.

„Robby“, sagte sie, „tu‘s mir zuliebe. Ich möchte nicht gern, dass du hier so am Krankenbett sitzt. Gestern und vorgestern, das war schon mehr als genug.“

„Ich sitze gern hier“, erwiderte ich. „Habe gar keine Sehnsucht, in den Schnee zu gehen.“

Sie atmete laut und ich hörte das unregelmäßige Scharren des Atems. „Ich habe darin mehr Erfahrung als du“, sagte sie und stützte sich auf die Ellenbogen. „Es ist besser für uns beide. Du wirst es nachher sehen.“ Sie lächelte mühsam. „Heute nachmittag und heute abend kannst du noch genug hier sitzen. Morgens macht es mich unruhig, Liebling. Man sieht schrecklich aus, morgens, wenn man Fieber hat. Abends ist das ganz anders. Ich bin oberflächlich und dumm, – ich will nicht häßlich sein, wenn du mich siehst.“

„Aber Pat!“ Ich stand auf. „Also gut, ich gehe ein bisschen mit Antonio raus. Mittags bin ich dann wieder hier. Hoffentlich breche ich mir nicht alle Knochen mit diesen Skidingern.“

„Du wirst es rasch lernen, Liebling.“ Ihr Gesicht verlor die ängstliche Spannung. „Du wirst sehr schnell wunderbar laufen.“

„Und du willst mich sehr schnell wunderbar hier raus haben“, sagte ich und küsste sie. Ihre Hände waren feucht und heiß und ihre Lippen trocken und aufgesprungen.

Antonio wohnte im zweiten Stock. Er lieh mir ein paar Schuhe und Skier. Sie passten, denn wir waren gleich groß. Wir gingen zur Übungswiese, die ein Stück hinter dem Dorf lag. Antonio blickte mich unterwegs forschend an. „Fieber macht unruhig“, sagte er. „Sonderbare Sachen sind hier an solchen Tagen manchmal schon passiert.“ Er legte die Skier vor sich hin und machte sie fest. „Das Schlimmste ist das Warten und das Nichtstun können. Das macht verrückt und kaputt.“

„Die Gesunden auch“, erwiderte ich. „Dabei stehen zu müssen und nichts tun zu können.“

„Wollen wir‘s mal probieren?“ fragte Antonio und stemmte die Skistöcke

in den Schnee.

„Ja.“

Er zeigte mir, wie man die Skier anmachte und wie man das Gleichgewicht hielt. Es war nicht schwer. Ich fiel ziemlich oft, aber dann gewöhnte ich mich allmählich und es klappte schon ein wenig. Nach einer Stunde hörten wir auf. „Genug“, meinte Antonio. „Sie werden heute Abend Ihre Muskeln schon spüren.“

Ich schnallte die Skier ab und fühlte, wie kräftig mein Blut strömte. „War gut, dass wir draußen waren, Antonio“, sagte ich.

Er nickte. „Das können wir jeden Vormittag machen. Man kommt auf andere Gedanken dabei.“

„Wollen wir irgendwo was trinken?“ fragte ich. „Können wir. Einen **Dubonnet**¹⁸² bei Forster.“

Wir tranken den Dubonnet und gingen zum Sanatorium hinauf. Im Büro sagte mir die Sekretärin, der Briefträger wäre für mich dagewesen; er hätte hinterlassen, ich solle zur Post kommen. Es sei Geld für mich da. Ich sah nach der Uhr. Es war noch Zeit und ich ging zurück. Auf der Post zahlte man mir zweitausend Mark aus. Ein Brief von Köster war dabei. Ich solle mir keine Sorgen machen; es sei noch mehr da. Ich brauche nur zu schreiben.

Ich starrte auf die Scheine. Wo hatte er das nur her? Und so schnell? Ich kannte doch auch unsere Quellen. Und plötzlich wusste ich es. Ich sah den rennfahrenden Konfektionär Bollwies vor mir, wie er gierig an Karl herumklopfte, abends vor der Bar, als er seine Wette verloren hatte, und sagte: „Für den Wagen bin ich jederzeit Käufer.“ Verflucht! Köster hatte Karl verkauft! Daher auf einmal das Geld! Karl, von dem er gesagt hatte, er verlöre lieber eine Hand als den Wagen. Karl war nicht mehr da. Er war jetzt in den dicken Händen des Anzugsfabrikanten und Otto, dessen Ohr ihn auf Kilometer erkannte, würde ihn durch die Straßen heulen hören wie einen verstoßenen Hund.

Ich steckte den Brief Kösters und das kleine Paket mit den Morphiumampullen ein. Ratlos stand ich noch immer vor dem Postschalter. Ich hätte das Geld am liebsten sofort zurückgeschickt, aber es ging nicht, wir brauchten es. Ich glättete die Scheine und steckte sie ein. Dann ging ich hinaus. Verflucht, von jetzt an würde ich um jedes Auto einen Bogen machen müssen. Autos waren Freunde, aber Karl war uns noch viel mehr gewesen. Ein Kamerad! Karl, das Chausseegepenst. Wir hatten zusammengehört. Karl und Köster, Karl und Lenz, Karl und Pat. Ich stampfte zornig und hilflos den Schnee von meinen Füßen. Lenz war tot. Karl war fort. Und Pat? Mit geblendeten Augen starrte ich in den Himmel, diesen grauen, endlosen Himmel eines irren Gottes, der das Leben und das Sterben erfunden hatte, um sich zu unterhalten.

Nachmittags schlug der Wind um, es wurde klarer und kälter und abends ging es Pat besser. Sie konnte am nächsten Morgen aufstehen, und ein paar Tage später, als Roth, der Mann, der geheilt war, abreiste, konnte sie sogar mit zur Bahn gehen.

Ein ganzer Schwarm begleitete Roth. Es war hier so üblich, wenn einer abfuhr.

Der Zug fuhr ab. Roth winkte mit seinem Hut. Die Zurückbleibenden riefen ihm alles Mögliche nach und lachten. Ein Mädchen lief stolpernd ein Stück hinter dem Zug her und schrie mit überkippenden, dünner Stimme: „Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!“ Dann kam sie zurück und brach in Tränen aus. Die andern machten verlegene Mienen. „Halloh!“ rief Antonio. „Wer am Bahnhof weint, muss eine Buße zahlen! Das ist altes Sanatoriums gesetz! Buße für die Kasse des nächsten Festes!“

Er hielt mit großer Geste die Hand hin. Die anderen lachten wieder. Auch das Mädchen lächelte unter Tränen über sein armes, spitzes Gesicht und zog ein abgeschabtes Portemonnaie aus der Manteltasche. Mir wurde ganz elend dabei. Diese Gesichter rundum, das war ja gar kein Lachen, das war eine krampfhaft, qualvolle Lustigkeit, es waren Grimassen. „Komm“, sagte ich zu Pat und nahm sie fest unter den Arm.

Wir gingen schweigend die Dorfstraße hinunter. An der nächsten Konditorei hielt ich und holte eine Schachtel Konfekt heraus. „Gebrannte Mandeln“, sagte ich und hielt ihr das Paket hin. „Die isst du doch gerne, wie?“

„Robby“, sagte Pat. Ihre Lippen zuckten.

„Einen Augenblick“, erwiderte ich und ging rasch in den Blumenladen nebenan. Einigermassen ruhig kam ich mit meinen Rosen wieder heraus.

„Robby“, sagte Pat.

Ich grinste etwas kläglich. „Werde auf meine alten Tage noch zum Kavalier, Pat.“

Ich wusste nicht, was auf einmal in uns gefahren war. Wahrscheinlich kam es von diesem verdammten, abfahrenden Zug. Es war wie ein bleierner Schatten, ein grauer Wind, der alles herunterriss, was man mühsam festhalten wollte. Waren wir nicht plötzlich nur noch zwei verlaufene Kinder, die nicht aus noch ein wussten und gerne tapfer sein wollten? „Komm rasch einen trinken“, sagte ich.

Sie nickte. Wir traten in das nächste Café und setzten uns an einen leeren Tisch am Fenster.

„Was willst du haben, Pat?“

„Rum“, sagte sie und sah mich an.

„Rum“, wiederholte ich und griff unter dem Tisch nach ihrer Hand. Sie presste sie heftig in meine.

Der Rum kam. Es war **Baccardi**¹⁸³ mit Zitrone. „Mein alter Liebling“, sagte Pat und hob ihr Glas.

„Mein alter, guter Bursche“, sagte ich.

Wir saßen noch eine Weile. „Komisch, manchmal, was?“ sagte Pat.

„Ja. Kommt mal so. Geht auch wieder weg.“

Sie nickte. Wir gingen weiter, dicht nebeneinander. Dampfende

Schlittenpferde trabten an uns vorbei. Müde, verbrannte Skiläufer, eine Eishockeymannschaft in rotweißen **Sweatern**¹⁸⁴; krachendes Leben. „Wie fühlst du dich, Pat?“ fragte ich.

„Gut, Robby.“

„Sollen uns nur kommen, was?“

„Ja, Liebling.“ Sie drückte meinen Arm an sich.

Die Straße wurde leer. Das Abendrot lag wie eine rosa Decke auf den verschneiten Bergen.

„Pat“, sagte ich, „du weißt noch gar nicht, dass wir eine Menge Geld haben, Köster hat was geschickt.“

Sie blieb stehen. „Das ist ja wunderbar, Robby. Dann können wir doch einmal ganz richtig ausgehen.“

„Ohne weiteres“, sagte ich. „So oft wir wollen.“

„Dann gehen wir Sonnabend in den Kursaal. Da ist der letzte große Ball in diesem Jahr.“

„Du darfst doch abends nicht raus.“

„Das dürfen die meisten nicht, aber sie tun es doch.“

Ich machte ein bedenkliches Gesicht. „Robby“, sagte Pat, „ich habe in der Zeit, wo du nicht da warst, alles getan, was mir vorgeschrieben wurde. Ich war nur ein ängstliches Rezept, nichts weiter. Es hat nichts genützt. Es ist schlechter mit mir geworden. Unterbrich mich nicht, ich weiß schon, was du sagen willst. Ich weiß auch, worum es geht. Aber die Zeit, die ich noch habe, die Zeit mit dir, – lass mich tun, was ich will.“

Ihr Gesicht war rot von der Sonne überschienen. Es war ernst und still und voll großer Zärtlichkeit. Wovon sprechen wir nur? dachte ich mit trockenem Mund, es ist doch unmöglich, dass wir dastehen und über etwas reden, was nie sein kann und nie sein darf. Das ist doch Pat, die diese Worte spricht, gelassen, fast ohne Trauer, als gäbe es nichts mehr dagegen, nicht einmal den armseligen Fetzen einer trügerischen Hoffnung, es ist doch Pat, fast noch ein Kind, das ich beschützen muss, Pat, die plötzlich weit weg von mir ist, vertraut schon und ergeben mit dem Namenlosen auf der anderen Seite.

„Du musst nicht so etwas sagen“, murmelte ich schließlich. „Ich dachte ja nur, ob wir nicht vielleicht vorher den Arzt fragen könnten.“

„Wir fragen niemand mehr, niemand!“ Sie schüttelte den schönen, schmalen Kopf und sah mich mit ihren geliebten Augen an. „Ich will nichts mehr wissen. Ich will nur noch glücklich sein.“

Abends war Getuschel und Laufen auf den Gängen des Sanatoriums. Antonio kam und brachte eine Einladung. Es sollte noch eine Zusammenkunft im Zimmer eines Russen sein.

„Kann ich denn da so einfach mitgehen?“ fragte ich.

„Hier?“ fragte Pat zurück.

„Hier kann man vieles, was sonst nicht geht“, sagte Antonio lächelnd.

Der Russe war ein dunkler, älterer Mann. Er bewohnte zwei Zimmer, in denen viele Teppiche lagen. Auf einer Truhe standen Schnapsflaschen. Die Zimmer waren halbdunkel. Es brannten nur Kerzen. Unter den Gästen war eine sehr schöne, junge Spanierin. Sie hatte Geburtstag; das sollte gefeiert werden. Es war eine eigentümliche Stimmung in diesen überflackerten Räumen, die an einen Unterstand erinnerten mit ihrem halben Licht, und mit der sonderbaren Verbrüderung dieser Menschen, die alle ein gemeinsames Schicksal hatten.

„Was wollen Sie trinken?“ fragte mich der Russe. Er hatte eine sehr warme, tiefe Stimme.

„Was Sie haben.“

Er holte eine Flasche Kognak und eine Karaffe Wodka. „Sind Sie gesund?“ fragte er.

„Ja“, antwortete ich verlegen.

Er bot mir Zigaretten mit langen Pappmündstücken an. Wir tranken. „Gewiss kommt Ihnen manches hier sonderbar vor, nicht wahr?“ meinte er.

„Nicht einmal so sehr“, erwiderte ich. „Ich bin kein normales Leben gewöhnt.“

„Ja“, sagte er und sah mit einem dunklen Blick zu der Spanierin hinüber, „es ist eine Welt für sich hier oben. Sie verändert die Menschen.“

Ich nickte.

„Eine sonderbare Krankheit“, fügte er nachdenklich hinzu. „Sie macht die Menschen lebendiger. Und manchmal besser. Eine mystische Krankheit. Sie schmilzt die Schlacken weg.“ Er erhob sich, nickte mir zu und ging zu der Spanierin hinüber, die ihm entgegen lächelte.

„Ein **Schmalzpathetiker**¹⁸⁵, was?“ fragte jemand hinter mir. Ein Gesicht ohne Kinn. Beulenstirn. Unruhige, fiebrige Augen.

„Ich bin hier Gast“, sagte ich. „Sie nicht?“

„Damit fängt er die Frauen“, fuhr der andere fort, ohne zuzuhören, „damit fängt er sie. Die Kleine da auch.“

Ich gab keine Antwort. „Wer ist das?“ fragte ich Pat, als er weg war.

„Ein Musiker. Geiger. Er ist rettungslos verliebt in die Spanierin. So, wie man sich hier oben verliebt. Aber sie will nichts von ihm wissen. Sie liebt den Russen.“

„Täte ich auch an ihrer Stelle.“ Pat lachte.

„Ich finde, das ist ein Mann zum Verlieben“, sagte ich. „Du nicht auch?“

„Nein“, erwiderte sie.

„Warst du nie verliebt hier?“

„Nicht sehr.“

„Es wäre mir auch ganz egal“, sagte ich.

„Das sind ja schöne Bekenntnisse.“ Pat richtete sich auf. „Es sollte dir aber ganz und gar nicht egal sein.“

„So meine ich das nicht. Ich kann dir nicht einmal erklären, wie ich es

meine. Ich kann es deshalb nicht, weil ich immer noch nicht weiß, was du eigentlich an mir findest.“

„Das lass nur meine Sorge sein“, erwiderte sie.

„Weißt du es denn?“

„Nicht genau“, erwiderte sie lächelnd. „Sonst wäre es ja keine Liebe mehr.“

Der Russe hatte die Flaschen stehen gelassen. Ich goss mir ein paar Gläser ein und trank sie leer. Die Stimmung in dem Raum bedrückte mich. Ich sah Pat nicht gerne unter allen diesen Kranken.

„Gefällt es dir hier nicht?“ fragte sie.

„Nicht sehr. Ich muss mich erst daran gewöhnen. Mein armer Liebling – “
Sie strich über meine Hand.

„Ich bin nicht arm, wenn du da bist“, sagte ich.

„Ist Rita nicht sehr schön?“

„Nein“, sagte ich „du bist schöner.“

Die junge Spanierin hatte eine Gitarre auf den Knien. Sie zupfte ein paar Akkorde. Dann begann sie zu singen, und es war, als schwebe ein dunkler Vogel durch den Raum. Sie sang spanische Lieder, mit einer halblauten Stimme, – der rauhen, brüchigen Stimme der Kranken. Ich wusste nicht: waren es die fremdartigen, melancholischen Melodien, war es die erschütternde, abendliche Stimme des Mädchens, waren es die Schatten der in Sesseln und auf dem Boden kauern den Kranken, war es das große, geneigte, dunkle Gesicht des Russen: mit einmal kam es mir vor, als wäre das alles nur eine schluchzende, stille Beschwörung des Schicksals, das draußen hinter den verhängten Fenstern stand und wartete, eine Bitte, ein Aufschrei und Angst, Angst vor dem Alleinsein mit dem leise fressenden Nichts.

Am nächsten Morgen war Pat fröhlich und ausgelassen. Sie beschäftigte sich mit ihren Kleidern.

„Zu weit geworden, viel zu weit“, murmelte sie prüfend vor dem Spiegel. Dann wandte sie sich mir zu.

„Hast du eigentlich deinen Smoking mit, Liebling?“

„Nein“, sagte ich. „Habe nicht gewusst, dass man hier einen braucht.“

„Dann geh zu Antonio. Er wird dir einen leihen. Ihr habt ja die gleiche Figur.“

„Der braucht ihn doch selber.“

„Er zieht einen Frack an.“ Sie steckte eine Falte ab. „Und dann geh Ski laufen. Ich muss jetzt hier arbeiten. Das kann ich aber nicht, wenn du dabei bist.“

„Dieser Antonio“, sagte ich, „den plündere ich ja geradezu aus. Was würden wir bloß machen ohne ihn.“

„Er ist ein guter Junge, was?“

„Ja“, erwiderte ich, „das ist das richtige Wort für ihn. Ein guter Junge.“

„Ich weiß nicht, was ich gemacht hätte, wenn er nicht da gewesen wäre, als

ich allein war.“

„Daran wollen wir nicht mehr denken“, sagte ich. „Es liegt so weit zurück.“

„Ja.“ Sie küsste mich. „Und nun geh Ski laufen.“

Antonio wartete schon auf mich. „Habe mir schon gedacht, dass Sie keinen Smoking mithätten“, sagte er. „Probieren Sie mal die Jacke an.“

Das Jackett war etwas knapp, aber es passte ganz gut. Antonio piffte vergnügt und hängte den Anzug heraus. „Das wird ein großer Spaß morgen“, erklärte er. „Glücklicherweise hat die kleine Sekretärin Abenddienst im Büro. Die alte Rexroth würde uns nicht rauslassen. Offiziell ist doch das alles verboten. Aber inoffiziell sind wir natürlich keine Kinder mehr.“

Wir gingen Ski laufen. Ich hatte ganz gut gelernt und wir brauchten nicht mehr auf die Übungswiese. Unterwegs begegneten wir einem Mann mit Brillantringen, karierten Hosen und einem wehenden Künstlerschlips. „Komische Gestalten gibt es hier“, sagte ich.

Antonio lachte. „Das ist ein wichtiger Mann. Ein Leichenbegleiter.“

„Was?“ fragte ich erstaunt.

„Ein Leichenbegleiter“, wiederholte Antonio. „Es sind doch hier Kranke aus aller Welt. Besonders viele aus Südamerika. Nun, und die meisten Familien wollen doch ihre Angehörigen zu Hause beerdigen lassen. Dann reist so ein Leichenbegleiter für eine anständige Entschädigung mit und bringt die Zinksärge hin. Auf diese Weise werden diese Leute wohlhabend und kommen viel herum. Den da hat der Tod zum Dandy gemacht, wie Sie sehen.“

Wir stiegen noch eine Zeitlang weiter auf, dann schnallten wir die Skier an und liefen. Die weißen Hänge schwangen auf und ab und hinter uns raste kläffend, ab und zu bis an die Brust einsinkend, Billy, wie ein rotbrauner Ball. Er hatte sich wieder an mich gewöhnt, wenn er auch oft unterwegs kehrt machte und spornstreichs mit fliegenden Ohren zum Sanatorium zurückjagte.

Ich übte **Kristianias**¹⁸⁶ und jedesmal, wenn ich den Abhang herunterglitt und mich auf den Schwung vorbereitete und den Körper lose machte, dachte ich: wenn dieser gelingt, ohne dass ich falle, wird Pat gesund. Der Wind sauste mir um das Gesicht, der Schnee war schwer und zähe, aber ich stemmte mich immer aufs neue ab, ich suchte immer steilere Abfahrten, immer schwierigeres Gelände, und als es wieder und wieder gelang, dachte ich: Gerettet! und wusste, dass es töricht war, und wurde doch froh, wie lange nicht.

Am Samstagabend war großer, heimlicher Aufbruch. Antonio hatte etwas abseits und unterhalb vom Sanatorium Schlitten bestellt. Er selbst rodelte mit Lackschuhen und offenem Mantel, unter dem die weiße Frackbrust herausblitzte, fröhlich, jodelnd die Anhöhe hinunter.

„Er ist verrückt“, sagte ich.

„Das macht er oft“, erwiderte Pat. „Er ist grenzenlos leichtsinnig. Damit hält er hier durch.“

Sonst wäre er nicht immer guter Laune.“

„Dafür werden wir dich um so mehr einpacken.“

Ich wickelte sie in alle Decken und Schals, die wir hatten. Dann stampften die Schlitten bergab. Es war eine lange Kolonne. Alle, die konnten, waren ausgerissen. Man hätte meinen können, eine Hochzeitsgesellschaft führe zu Tal; so festlich nickten die bunten Federbüschel auf den Köpfen der Pferde im Mondlicht; und so viel wurde gelacht und von Schlitten zu Schlitten gerufen.

Der Kursaal war verschwenderisch dekoriert. Es wurde schon getanzt, als wir ankamen. Für die Gäste des Sanatoriums war eine Ecke reserviert, die vor Zugwind von den Fenstern her geschützt war. Es war warm und es roch nach Blumen, Parfüm und Wein.

Eine Menge Leute saß an unserm Tisch; – der Russe, Rita, der Geiger, eine alte Frau, ein geschminkter Totenkopf, ein Gigolo, der dazu gehörte, Antonio und noch einige mehr.

„Komm, Robby“, sagte Pat, „wir versuchen einmal zu tanzen.“

Das Parkett drehte sich langsam um uns. Die Geige und das **Cello**¹⁸⁷ erhoben sich zu einer sanften **Kantilene**¹⁸⁸ über das raunende Orchester. Leise schleiften die Füße der Tanzenden über den Boden.

„Aber mein geliebter Liebling, du kannst ja plötzlich wunderbar tanzen“, sagte Pat überrascht.

„Na, wunderbar –“

„Doch. Wo hast du das gelernt?“

„Das hat Gottfried mir noch beigebracht“, sagte ich.

„In eurer Werkstatt?“

„Ja – und im Cafe International. Wir brauchten doch auch Damen dazu. Rosa, Marion und Wally haben mir den letzten Schliff gegeben. Ich fürchte nur, es ist nicht gerade sehr elegant dadurch geworden.“

„Doch!“ Ihre Augen strahlten. „Zum ersten Mal tanzen wir so miteinander, Robby!“

Neben uns tanzte der Russe mit der Spanierin. Er lächelte und nickte uns zu. Die Spanierin war sehr bleich. Das schwarze, glänzende Haar umfasste ihre Stirn wie ein Rabenflügel. Sie tanzte mit unbewegtem, ernstem Gesicht. Auf ihrem Handgelenk lag ein Armband von viereckigen, großen Smaragden. Sie war achtzehn Jahre alt. Vom Tisch her verfolgte der Geiger sie mit gierigen Augen.

Wir gingen wieder zurück. „Jetzt möchte ich eine Zigarette“, sagte Pat.

„Das solltest du lieber nicht“, erwiderte ich vorsichtig.

„Nur ein paar Züge, Robby. Ich habe so lange nicht geraucht.“

Sie nahm die Zigarette, legte sie aber bald wieder weg. „Sie schmeckt mir nicht, Robby. Sie schmeckt mir einfach nicht mehr.“

Ich lachte. „Das ist immer so, wenn man etwas lange entbehrt hat.“

„Hast du mich auch lange entbehrt?“ fragte sie.

„Es ist nur bei Giften so“, erwiderte ich. „Nur bei Schnaps und Tabak.“

„Menschen sind ein viel schlimmeres Gift als Schnaps und Tabak, Liebling.“
Ich lachte. „Du bist ein kluges Kind, Pat.“

Sie stützte die Arme auf den Tisch und sah mich an. „Richtig ernst genommen hast du mich doch eigentlich nie, was?“

„Ich habe mich selbst nie richtig ernst genommen“, erwiderte ich.

„Mich auch nicht. Sag mal die Wahrheit.“

„Das weiß ich nicht. Aber uns beide zusammen habe ich immer furchtbar ernst genommen, das weiß ich.“

Sie lächelte. Antonio forderte sie zum Tanzen auf. Beide gingen zum Parkett. Ich sah sie an, während sie tanzte. Sie lächelte mir im Vorbeikommen jedesmal zu. Ihre silbernen Schuhe berührten kaum den Boden. Sie hatte die Bewegungen einer Antilope.

Der Russe tanzte wieder mit der Spanierin. Beide schwiegen. Sein großes, dunkles Gesicht war voll verschatteter Zärtlichkeit. Der Geiger hatte einen Versuch gemacht, mit der Spanierin zu tanzen. Sie hatte nur den Kopf geschüttelt und war mit dem Russen zum Parkettgegangen.

Der Geiger zerkrümelte eine Zigarette in den langen, knöchigen Fingern. Er tat mir plötzlich leid. Ich bot ihm eine Zigarette an. Er lehnte ab. „Ich muss mich schonen“, sagte er mit seiner abgehackten Stimme.

Ich nickte. „Der da“, fuhr er kichernd fort und zeigte auf den Russen, „der raucht jeden Tag fünfzig Stück.“

„Der eine macht es so, der andere so“, erwiderte ich. „Wenn sie jetzt auch nicht mit mir tanzen will, ich kriege sie doch noch.“

„Wen?“

„Rita.“

Er rückte näher. „Ich stand gut mit ihr. Wir spielten zusammen. Dann kam der Russe und schnappte sie mir weg mit seinen Tiraden. Aber ich kriege sie wieder.“

„Dann müssen Sie sich aber anstrengen“, sagte ich. Der Mann gefiel mir nicht.

Er brach in ein meckerndes Gelächter aus. „Anstrengen? Sie ahnungsloser Engel! Nur warten brauche ich.“

„Dann warten Sie nur.“

„Fünfzig Zigaretten“, flüsterte er, „täglich. Ich habe sein Röntgenbild gestern gesehen. Kaverne neben Kaverne. Fertig.“ Er lachte wieder. „Zuerst waren wir gleich. Die Röntgenbilder zum Verwechseln. Jetzt müssten Sie den Unterschied sehen! Ich habe zwei Pfund zugenommen. Nein, mein Lieber, ich brauche nur zu warten und mich zu schonen. Ich freue mich schon auf die nächste Aufnahme. Die Schwester zeigt sie mir jedesmal. Wenn er weg ist, komme ich dran.“

Die Luft wurde dick und schwer. Pat hustete. Ich merkte, dass sie mich ängstlich dabei ansah, und ich tat, als hätte ich nichts gehört.

Ich stand auf und ging nach draußen. Mir war heiß vor Bedrängnis und

Ohnmacht. Ich ging langsam den Weg entlang. Die Kälte durchrieselte mich und der Wind hinter den Häusern ließ meine Haut frösteln. Ich ballte die Fäuste und starrte lange gegen die harten, weißen Berge, in einem wilden Gemisch von Haltlosigkeit, Wut und Schmerz.

Ein Schlitten klingelte unten auf der Straße vorbei. Ich ging zurück. Pat kam mir entgegen.

„Wo warst du?“

„Mal draußen.“

„Bist du schlecht gelaunt?“

„Gar nicht.“

„Liebling, sei froh! Sei froh heute! Meinetwegen! Wer weiß, wann ich wieder auf einen Ball gehen kann.“

„Noch sehr oft.“

Sie legte ihren Kopf an meine Schulter. „Wenn du es sagst, ist es sicher wahr. Komm, wir wollen tanzen. Zum ersten mal tanzen wir miteinander.“

Wir tanzten und das warme, weiche Licht war barmherzig, es verdeckte alle Schatten, die die vorgeschrittene Nacht in die Gesichter zeichnete. „Wie fühlst du dich?“ fragte ich.

„Gut, Robby.“

„Wie schön du bist, Pat.“

Ihre Augen leuchteten. „Schön, dass du mir das sagst.“

Ich fühlte ihre warmen, trockenen Lippen an meiner Wange.

Es war spät, als wir im Sanatorium ankamen. „Sehen Sie nur, wie er aussieht“, kicherte der Geiger und zeigte verstohlen auf den Russen.

„Sie sehen genau so aus“, sagte ich ärgerlich.

Er sah mich verblüfft an. „Na ja, Sie **Gesundheitsprotz**“¹⁸⁹, sagte er giftig.

Ich gab dem Russen die Hand. Er nickte mir zu und half der jungen Spanierin behutsam und zart die Treppe hinauf. Sein großer, gebeugter Rücken und die schmalen Schultern des Mädchens vor der schwachen Nachtbeleuchtung sahen im Ansteigen aus, als läge die Last der ganzen Welt auf ihnen.

Pat streifte sich das Kleid über den Kopf. Sie stand gebückt und zerrte an den Schultern. Dabei riss der Brokat. Pat betrachtete die Stelle.

„Es war wohl schon brüchig“, sagte ich.

„Es macht nichts“, sagte Pat, „ich brauche es wohl nun doch nicht mehr.“

Sie legte das Kleid langsam zusammen und hing es nicht mehr in den Schrank. Sie legte es in ihren Koffer. Ihr Gesicht war plötzlich müde.

„Sieh nur, was ich hier habe“, sagte ich rasch und zog eine Flasche Champagner aus der Manteltasche.

„Jetzt kommt unser eigenes kleines Fest.“

Ich holte die Gläser und schenkte ein. Sie lächelte und trank.

„Auf uns beide, Pat.“

„Ja, mein Liebling, auf unser schönes Leben.“

Wie sonderbar das alles war: dieses Zimmer, die Stille und unsere Traurigkeit. Lag hinter der Tür nicht das Leben, unendlich, mit Wäldern, Flüssen und starkem Atem, blühend und unruhig, klopfte jenseits der weißen Berge der März nicht schon unruhig an die erwachende Erde?

„Bleibst du die Nacht bei mir, Robby?“

„Ja, lass uns zu Bett gehen. Wir wollen so nahe beisammen sein, wie es Menschen können, und unser Glas auf die Bettdecke stellen und trinken.“

Trinken. Goldbraune Haut. Warten. Wachsein. Stille und das leise Röcheln der geliebten Brust.

183 **Baccardi** *m* – сорт вина

184 **Sweater** *m* (англ.) – свитер

185 **Schmalzpathetiker** *m* (авторск.) – слашавый, восторженный болтун

186 **Kristianias** *m* – термин горнолыжного спорта: поворот

187 **Cello** *n* – виолончель

188 **Kantilene** *f* (музык.) – широкая распевная мелодия

189 **Gesundheitsprotz** *m* – здоровяк

Pensum 27

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Dat. etwas beibringen (te,t), sich stützen (te,t), die Skier abschnallen (te,t), anschnallen (te,t), sich Dat. Sorgen machen (te,t), j-n unter den Arm nehmen (a,o), etwas an j-m finden, sich an Dat. gewöhnen, Dat. begegnen, sich aufs neue abstimmen (te,t), durchhalten (ie,a), entbehren (te,t), sich schonen.

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Ersetzen Sie durch Synonyme die unterstrichenen Wörter!

1. Nach einer *Stunde* hörten wir auf.
2. Ich soll *mir keine Sorgen machen*.
3. Nachmittags *schlug* der Wind *um*, es wurde klärer und kälter und abends ging es Pat besser.
4. Dann kam sie zurück und *brach in Tränen aus*.
5. Wir *traten* in das nächste Cafe und *setzten uns* an einen leeren Tisch am Fenster.
6. Ich *goss* mir ein Paar Gläser *ein* und *trank sie leer*.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Wie kämpfen die Kranken im Sanatorium um ihr Leben? Wie retteten sie sich „über die Leere hinweg, über die Wahrheit“ und über die „Angst vor dem Alleinsein mit dem leisetretenden Nichts“? Gelingt es ihnen, den Tod zu ignorieren?

2. Worum war Patrice besorgt? Warum sagte sie Robert: „Ich möchte nicht gern, dass du hier am Krankenbett sitzt. Gestern und vorgestern, das war schon mehr als genug“? Warum läßt sie ihn Schi laufen?

3. Warum fasste Patrice den Entschluß, alles zu tun, was sie wollte? („Ich will nichts mehr wissen. Ich will nur noch glücklich sein“) Gelang es ihr?

4. Warum interessierte sich Robert ganz besonders für den Patienten Roth, der vor einiger Zeit mit schweren Blutstürzen ins Sanatorium eingeliefert und darum aufgegeben worden war?

5. Stimmen Sie Antonio zu, wenn er sagt: „Das Schlimmste ist das Warten. Das macht verrückt und kaputt“? War Antonio ein leichtsinniger junger Mann?

6. Weshalb wurde Robert traurig, als er Kösters Geld und die Ampullen mit Morphinum bekam? Woher hatte Otto Köster das Geld? Was bedeutete Karl für Otto? Für sie alle?

7. Warum sagte Robert: „Ich bin kein normales Leben gewöhnt“? Wozu suchte er beim Schilaulen immer steilere Abfahrten? Was er abergläubisch?

8. Was hat Patrice eigentlich an Robert gefunden? Was bedeuteten Roberts Worte: „Ich bin nicht arm, wenn du da bist“?

9. War Robert mit Patrice einverstanden, als sie sagte: „Menschen sind ein schlimmeres Gift als Schnaps und Tabak“? Verstehen Sie Patrice? Teilen Sie ihre Haltung?

10. Welchen Eindruck machte der Russe auf Robert Lohkamp? Warum meinte der Russe, dass „die Krankheit die Menschen lebendiger macht und manchmal sogar besser“?

11. Auf welche Weise schonte sich der Geiger? Warum war er so eifersüchtig auf den Russen? Welche Hoffnungen hatte er trotz alledem? Hatte er Chancen bei der jungen Spanierin Rita?

12. Was meinte Robert, indem er sagte: „Ich bin hier Gast“?

13. Warum meinte Patrice nach dem Ball, dass sie ihr seidenes Kleid „wohl nicht mehr brauchen“ würde?

14. Warum wollen die meisten Familien ihre Angehörigen in der Heimat beerdigen lassen?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Roberts Schiausflüge mit Antonio.

2. Kösters Brief und Geld für Robert.

3. Abschied von Roth.

4. Geburtstagfeier beim Russen.
5. Der große Ball im Kursaal.

Kapitel XXVIII

Das Wetter wurde föhning. Eine klatschende nasse Wärme jagte durch das Tal. Der Schnee wurde weich. Es tropfte von den Dächern. Die Fieberkurven stiegen. Pat musste zu Bett bleiben. Der Arzt kam alle paar Stunden. Sein Gesicht wurde immer besorgter.

Eines Mittags saß ich beim Essen, als Antonio kam und sich zu mir setzte. „Rita ist tot“, sagte er.

„Rita? Sie meinen den Russen?“

„Nein, Rita, die Spanierin.“

„Das ist unmöglich“, sagte ich und spürte, wie mir das Blut gefror. Rita war viel weniger krank gewesen als Pat.

„Hier ist viel mehr möglich“, erwiderte Antonio leise und melancholisch.

„Heute Vormittag war sie tot. Es ist Lungenentzündung dazu gekommen.“

„Lungenentzündung. Das ist was anderes“, sagte ich erleichtert.

„Achtzehn Jahre. Schrecklich. Und so schwer gestorben.“

„Und der Russe?“

„Ach, fragen Sie nicht. Er will nicht glauben, dass sie tot ist. Er behauptet, sie sei scheinot. Er sitzt an ihrem Bett und niemand kann ihn aus dem Zimmer bringen.“

Antonio ging. Ich starrte aus dem Fenster. Rita war tot; aber ich saß nur da und dachte: Es ist nicht Pat. Es ist nicht Pat.

Durch den verglasten Korridor sah ich den Geiger. Ehe ich aufstehen konnte, kam er schon heran. Er sah schrecklich aus.

„Sie rauchen?“ sagte ich, um etwas zu sagen.

Er lachte auf. „Natürlich! Warum denn nicht? Jetzt? Ist doch egal, nun.“

Ich zuckte die Achseln. „Macht Ihnen wohl Spaß, Sie **Tugendfatzke**¹⁹⁰?“ fragte er höhnisch.

„Sie sind verrückt“, sagte ich.

„Verrückt? Nein, aber reingefallen!“ Er legte sich breit über den Tisch und blies mir Kognakatem ins Gesicht. „Reingefallen bin ich. Reingelegt haben sie mich. Die Schweine. Alles Schweine. Sie auch, Sie **Tugendschwein**¹⁹¹.“

„Wenn Sie nicht krank wären, würde ich Sie durchs Fenster werfen“, sagte ich.

„Krank? Krank?“ äffte er. „Gesund bin ich, fast gesund, ich komme ja grad daher! Wunderbarer Fall von rapider Verkapselung! Ein Witz, was?“

„Seien Sie froh“, sagte ich. „Wenn Sie hier fort sind, werden Sie auch Ihre Kümmernisse vergessen.“ Er schwankte weg, kehrte aber wieder um. „Kommen

Sie mit! Bleiben Sie bei mir, lassen Sie uns trinken. Ich zahle alles. Ich kann nicht allein sein.”

„Habe keine Zeit”, sagte ich. „Suchen Sie sich jemand anders.”

Ich ging wieder zu Pat hinauf. Sie lag schwer atmend, mit vielen Kissen im Rücken. „Willst du nicht Ski laufen?” fragte sie. Ich schüttelte den Kopf. „Der Schnee ist zu schlecht. Es taut überall.”

„Willst du dann nicht mit Antonio Schach spielen? Nein”, sagte ich. „Ich will hier bei dir bleiben.

Armer Robby!” Sie versuchte eine Bewegung zu machen. „Hol dir doch wenigstens was zu trinken.”

„Das kann ich tun.”

Ich ging in mein Zimmer und holte eine Flasche Kognak und ein Glas. „Willst du ein bisschen?” fragte ich. „Du darfst, das weißt du doch.” Sie nahm einen kleinen Schluck und nach einer Weile noch einen. Dann gab sie mir das Glas zurück. Ich schenkte es voll und trank es aus.

„Du solltest nicht aus demselben Glas trinken wie ich”, sagte Pat.

„Das wäre ja noch schöner.” Ich goss das Glas noch einmal voll und stürzte es herunter.

Sie schüttelte den Kopf. „Du musst das nicht tun, Robby. Du darfst mich auch nicht mehr küssen. Du darfst überhaupt nicht mehr so viel bei mir sein. Du sollst nicht krank werden.”

„Ich werde dich küssen und mich den Teufel um etwas scheren”, erwiderte ich.

„Nein, du darfst nicht. Du darfst auch nicht mehr in meinem Bett schlafen.”

„Gut, dann schlaf du mit mir in meinem.”

Sie bewegte abwehrend den Mund. „Lass das, Robby. Du musst noch lange leben. Ich will, dass du gesund bleibst und Kinder hast und eine Frau.”

Sie lag eine Weile still. „Ich hätte gern ein Kind von dir gehabt, Robby”, sagte sie dann und legte ihr Gesicht an meine Schulter. „Früher wollte ich es nie. Ich konnte es mir gar nicht vorstellen. Aber jetzt denke ich oft daran. Es wäre schön, wenn etwas von einem bliebe. Das Kind würde dich dann manchmal ansehen und du würdest dich an mich erinnern. Dann wäre ich wieder da so lange.”

„Wir werden noch ein Kind haben”, sagte ich. „Wenn du wieder gesund bist. Ich möchte gern ein Kind von dir haben, Pat. Es muss aber ein Mädchen sein, das auch Pat heißt.”

Sie nahm mir das Glas aus der Hand und trank einen Schluck.

„Vielleicht ist es besser, dass wir keins haben, Liebling. Du sollst nichts mitnehmen. Du sollst mich vergessen. Und wenn du an mich denkst, sollst du nur denken, dass es schön war mit uns, – mehr nicht. Dass es vorbei gegangen ist, das werden wir doch nie begreifen. Traurig sollst du nicht sein.”

„Ich bin traurig, wenn du so etwas sagst.”

Sie sah mich eine Zeitlang an. „Wenn man so liegt, denkt man über manches nach. Und vieles kommt einem sonderbar vor, was man sonst gar nicht beachtet. Weißt du, was ich jetzt nicht mehr verstehen kann? Dass man sich so liebt wie wir, und dass trotzdem einer stirbt.“

„Sei still“, sagte ich. „Einer muss immer zuerst sterben, immer im Leben. Aber so weit sind wir noch lange nicht.“

„Man dürfte nur sterben, wenn man allein ist. Oder wenn man einander hasst; – aber nicht wenn man sich liebt.“

Ich zwang mich zu einem Lächeln. „Ja, Pat“, sagte ich und nahm ihre heißen Hände in meine,

„wenn wir die Welt machen würden, würde sie besser aussehen, was?“

Sie nickte. „Ja, Liebling. Wir würden solche Sachen nicht zulassen. Wenn man nur wüsste, was dahinter ist. Glaubst du, dass es weitergeht, nachher?“

„Ja“, erwiderte ich. „Es ist so schlecht gemacht, dass es nicht zu Ende sein kann.“

Sie lächelte. „Das ist auch ein Grund. Aber findest du das auch schlecht gemacht?“ Sie zeigte auf einen Busch gelber Rosen neben ihrem Bett.

„Das ist es ja gerade“, erwiderte ich. „Die Einzelheiten sind wunderbar, aber das Ganze hat keinen Sinn. Als wenn es von einem gemacht ist, dem auf die wunderbare Vielfalt des Lebens nichts anderes eingefallen ist, als es wieder zu vernichten.“

„Und es wieder neu zu machen“, sagte Pat.

„Auch da sehe ich den Sinn nicht“, erwiderte ich. „Besser ist es dadurch bis heute nicht geworden.“

„Doch, Liebling“, sagte Pat, „mit uns, das hat er schon gut gemacht. Besser gings gar nicht.“

Nur zu kurz. Viel zu kurz.“

Ein paar Tage später spürte ich Stiche in der Brust und hustete. Der Chefarzt hörte den Lärm, als er über den Korridor ging und steckte den Kopf in mein Zimmer. „Kommen Sie doch mal mit ins Sprechzimmer.“

„Es ist weiter nichts“, sagte ich.

„Das ist egal“, erwiderte er. „Mit so einem Husten dürfen Sie nicht bei Fräulein Hollmann sitzen. Kommen Sie mal gleich mit.“

Ich zog mir mit einer sonderbaren Befriedigung im Sprechzimmer das Hemd aus. Hier oben erschien einem Gesundheit fast wie ein unberechtigter Vorteil; man kam sich wie ein Schieber und Drückeberger vor. Der Chefarzt sah mich eigentümlich an. „Sie scheinen sich ja noch zu freuen“, sagte er stirnrunzelnd.

Dann untersuchte er mich sorgfältig. Ich sah mir die blanken Dinge an den Wänden an und atmete tief und langsam und schnell und kurz ein und aus, wie er es verlangte. Dabei spürte ich wieder die Stiche und war zufrieden, Pat jetzt etwas weniger voraus zu haben.

„Sie sind erkältet“, sagte der Chefarzt. „Legen Sie sich ein oder zwei Tage ins Bett oder bleiben Sie wenigstens in Ihrem Zimmer. Zu Fräulein Hollmann dürfen Sie nicht hinein. Nicht Ihretwegen,

– Fräulein Hollmanns wegen.“

„Kann ich durch die Tür mit ihr sprechen?“ fragte ich. „Oder über den Balkon?“

„Über den Balkon ja, aber nur ein paar Minuten, und durch die Tür meintwegen auch, wenn Sie fleißig gurgeln. Sie haben außer der Erkältung auch noch einen Raucherkatarrh.“

„Und die Lunge?“ Ich hatte irgendwie die Erwartung, dass wenigstens eine Kleinigkeit daran nicht in Ordnung wäre. Ich hätte mich besser Pat gegenüber gefühlt.

„Aus ihrer Lunge könnte man drei machen“, erklärte der Chefarzt. „Sie sind der gesündeste Mensch, den ich seit langem gesehen habe. Sie haben nur eine ziemlich harte Leber. Wahrscheinlich trinken Sie zu viel.“

Er verschrieb mir etwas und ich ging zurück.

„Robby“, fragte Pat aus ihrem Zimmer, „was hat er gesagt?“

„Ich darf nicht zu dir, einstweilen“, erwiderte ich unter der Tür. „Strenges Verbot.

Ansteckungsgefahr.

Siehst du“, sagte sie erschrocken, „ich habe es immer schon nicht mehr gewollt“.

„Ansteckungsgefahr für dich, Pat. Nicht für mich.

Lass den Unsinn“, sagte sie. „Erzähle mir genau, was los ist.“

„Es ist genau so, Schwester –“ ich winkte der Stationsschwester, die mir gerade die Medikamente brachte, – „sagen Sie Fräulein Hollmann, wer der Gefährlichere von uns beiden ist.“

„Herr Lohkamp“, erklärte die Schwester. „Er darf nicht raus, damit er Sie nicht ansteckt.“ Pat sah ungläubig von der Schwester zu mir. Ich zeigte ihr die Medikamente durch die Tür.

Sie begriff, dass es stimmte und begann zu lachen, immer mehr, sie lachte, bis ihr die Tränen kamen und sie schmerzhaft zu husten anfang, so dass die Schwester hinlaufen und sie stützen musste. „Mein Gott, Liebling“, flüsterte sie, „das ist zu komisch. Und wie stolz du aussiehst!“ Sie war den ganzen Abend fröhlich. Ich ließ sie natürlich nicht allein, sondern saß in einem dicken Mantel, einen Schal um den Hals, bis Mitternacht auf dem Balkon, eine Zigarre in der einen und ein Glas in der andern Hand, eine Kognakflasche zu meinen Füßen, und erzählte ihr Geschichten aus meinem Leben, immer wieder von ihrem leisen Vogelgelächter unterbrochen und angetrieben, ich log, was ich konnte, um das Lachen über ihr Gesicht gleiten zu sehen, ich war glücklich über meinen bellenden Husten und trank die Flasche leer und war am nächsten Morgen gesund.

Der Föhn kam wieder. Der Wind rüttelte an den Fenstern, die Wolken hingen

tief, der Schnee schob sich zusammen und polterte durch die Nächte und die Kranken lagen gereizt und aufgepeitscht wach und horchten hinaus. An den geschützten Hängen fingen die Krokusse an zu blühen und auf der Straße erschienen zwischen den Schlitten die ersten Wagen mit hohen Rädern.

Pat wurde immer schwächer. Sie konnte nicht mehr aufstehen. In den Nächten hatte sie oft Erstickungsanfälle. Dann wurde sie grau vor Todesangst. Ich hielt ihre nassen, kraftlosen Hände.

„Nur diese Stunde überstehen!“ keuchte sie, „nur diese Stunde, Robby. Da sterben sie –“

Sie hatte Angst vor der letzten Stunde zwischen Nacht und Morgen. Sie glaubte, dass mit dem Ende der Nacht der geheime Strom des Lebens schwächer würde und fast erlosch, – und nur vor dieser Stunde hatte sie Furcht und wollte nicht allein sein. Sonst war sie so tapfer, dass ich oft die Zähne zusammenbeißen musste.

Ich ließ mein Bett in ihr Zimmer stellen und setzte mich zu ihr, wenn sie erwachte und wenn in ihre Augen das verzweifelte Flehen kam. Ich dachte oft an die Morphiumampullen in meinem Koffer und ich hätte es ohne Nachdenken getan, wenn sie nicht so dankbar für jeden neuen Tag gewesen wäre.

Ich saß bei ihr am Bett und erzählte ihr, was mir gerade einfiel. Sie durfte nicht viel sprechen und sie hörte gern zu, wenn ich ihr erzählte, was mir alles schon so passiert war. Am liebsten hörte sie Geschichten aus meiner Schulzeit und manchmal, wenn sie kurz vorher noch einen Anfall gehabt hatte und blass und zerschlagen in den Kissen saß, verlangte sie schon wieder, dass ich ihr irgendeine Type von meinen Lehrern vormachte. Fuchtelnd und schnaufend, einen imaginären roten Vollbart streichend, wanderte ich dann durchs Zimmer und gab mit knarrender Stimme Kathederblüten von mir. Ich erfand täglich neue hinzu und Pat wusste allmählich unter den Raufbolden und Lümmeln unserer Klasse, die den Lehrern immer neuen Ärger bereitet hatten, sehr gut Bescheid. Einmal kam die Nachtschwester dazu, angelockt durch den polternden Bass unseres Rektors, und es dauerte eine ganze Weile, ehe ich ihr zum Vergnügen Pats klargemacht hatte, dass ich nicht verrückt geworden sei, weil ich mitten in der Nacht in einer Pelerine und einem Schlapphut im Zimmer herum hopste und einem gewissen Karl Ossege furchtbar die **Leviten las**¹⁹², der heimtückisch das Katheder angesägt hatte.

Langsam sickerte dann das Tageslicht durch das Fenster. Die Bergrücken wurden messerscharfe, schwarze **Silhouetten**¹⁹³. Der Himmel hinter ihnen fing an, kalt und blass zurückzuweichen. Die Nachttischlampe verrostete zu bleichem Gelb und Pat legte ihr feuchtes Gesicht in meine Hände. „Es ist vorbei, Robby. Jetzt habe ich wieder einen Tag dazu.“

Antonio brachte mir seinen Radioapparat. Ich schloss ihn an die Lichtleitung und die Heizung an und probierte ihn abends bei Pat aus. Er quarrte und quakte, dann löste sich plötzlich aus dem Schnarren eine zarte, klare Musik.

„Was ist das, Liebling?“ fragte Pat.

Antonio hatte mir eine Radiozeitschrift mitgegeben. Ich schlug nach.
„Rom, glaube ich.“

Da kam auch schon die tiefe, metallische Stimme der Ansagerin. „Radio
Roma – Napoli – Firenze – 194“.

Ich drehte weiter. Ein Klaviersolo. „Da brauche ich gar nicht nachzuschlagen“, sagte ich. „Das ist die Waldsteinsonate von Beethoven. Die habe ich auch mal spielen können in den Zeiten, als ich noch glaubte, irgendwann mal Studienrat, Professor oder Komponist zu werden. Jetzt kann ich sie längst nicht mehr. Wollen lieber weiter drehen. Sind keine schönen Erinnerungen.“

„Prag. **Streichquartett**¹⁹⁵, Opus 59 zwei, Beethoven“, las ich vor.

Ich wartete, bis der Satz zu Ende war, dann drehte ich weiter, und auf einmal war eine Geige da, eine wunderbare Geige. „Das wird Budapest sein, Pat. Zigeunermusik.“

Ich stellte die Skala genau ein. Voll und weich schwebte jetzt die Melodie über dem mit flutenden Orchester von **Zimbals**¹⁹⁶, Geigen und **Hirtenflöten**¹⁹⁷.
„Herrlich, Pat, was?“

Sie schwieg. Ich wandte mich um. Sie weinte mit weit geöffneten Augen. Ich stellte mit einem Ruck den Apparat ab. „Was ist denn, Pat?“ Ich legte den Arm um ihre schmalen Schultern.

„Nichts, Robby. Es ist dumm von mir. Nur wenn man das so hört, Paris, Rom, Budapest, – mein Gott, und ich wäre schon froh, wenn ich noch einmal ins Dorf hinunter könnte.“

„Aber, Pat.“

Ich sagte ihr alles, was ich ihr sagen konnte, um sie darüber weg zu bringen. Aber sie schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht traurig, Liebling. Du musst das nicht glauben. Ich bin nicht traurig, wenn ich weine. Es kommt wohl mal so, aber nicht lange. Dafür denke ich viel zu viel nach.“

„Worüber denkst du denn nach?“ fragte ich und küsste ihr Haar.

„Über das einzige, worüber ich noch nachdenken kann, – über Leben und Sterben. Wenn ich dann traurig bin und nichts mehr verstehe, sage ich mir, dass es besser ist, zu sterben, wenn man noch leben möchte, als zu sterben und man möchte auch sterben. Was meinst du?“

„Ich weiß nicht.“

„Doch.“ Sie lehnte den Kopf an meine Schulter. „Wenn man noch leben möchte, dann ist etwas da, was man liebt. Es ist schwerer, aber auch leichter. Sieh, sterben hätte ich doch müssen und nun bin ich dankbar, dass ich dich hatte. Ich hätte ja auch allein und unglücklich sein können. Dann wäre ich gern gestorben. Jetzt ist es schwer; aber dafür bin ich auch ganz voll Liebe, wie eine Biene voll Honig, wenn sie abends in den Stock zurückkommt. Wenn ich wählen sollte, – ich würde zwischen beiden immer wieder dasselbe wählen.“

Sie sah mich an. „Pat“, sagte ich, „es gibt noch ein drittes, – wenn der Föhn

aufhört, dann wird es besser gehen und wir werden hier fortfahren.“

Sie blickte mich weiter prüfend an. „Um dich habe ich Angst, Robby. Für dich ist es viel schwerer als für mich.“

„Wir wollen nicht mehr darüber sprechen“, sagte ich.

„Ich habe es nur gesagt, damit du nicht denkst, ich sei traurig“, erwiderte sie.

„Ich glaube auch nicht, dass du traurig bist“, sagte ich.

Sie legte ihre Hand auf meinen Arm. „Willst du nicht die Zigeuner wieder spielen lassen?“

„Willst du sie hören?“

„Ja, Liebling.“

Ich stellte den Apparat wieder an und leise, dann immer voller Klang die Geige mit den Flöten und den gedämpften **Arpeggien**¹⁹⁸ der Zimbals durch das Zimmer.

„Schön, sagte Pat. „Wie ein Wind. Ein Wind, der einen we trägt.“

Es war ein Abendkonzert aus einem Gartenrestaurant in Budapest. Das Gespräch der Gäste war manchmal durch das Raunen der Musik zu vernehmen und ab und zu hörte man einen hellen, fröhlichen Ruf. Man konnte denken, dass jetzt auf der **Margaretheninsel**¹⁹⁹ die Kastanien schon das erste Laub hatten und dass es blass im Monde schimmerte und sich bewegte, als würde es durch den Geigenwind angeweht. Vielleicht war es auch schon ein warmer Abend und die Leute saßen im Freien und hatten Gläser mit dem gelben ungarischen Wein vor sich stehen, die Kellner liefen in ihren weißen Jacken hin und her, die Zigeuner spielten, nachher ging man durch die grüne Frühjahrsdämmerung müde nach Hause, und da lag Pat und lächelte und würde nie wieder aus diesem Zimmer herauskommen, nie wieder aus diesem Bette aufstehen.

Dann, plötzlich, ging alles sehr schnell. Das Fleisch des geliebten Gesichtes schmolz. Die Backenknochen traten hervor und an den Schläfen kam die Stirn durch. Die Arme waren dünn wie Kinderarme, die Rippen spannten sich unter der Haut und das Fieber raste in immer neuen Stößen durch den schmalen Körper. Die Schwester brachte Sauerstoffballons und der Arzt kam jede Stunde.

Eines Nachmittags sank das Fieber unerklärlicherweise rasch. Pat wachte auf und sah mich lange an. „Gib mir einen Spiegel“, flüsterte sie dann.

„Wozu willst du einen Spiegel?“ sagte ich. „Ruh dich aus, Pat. Ich glaube, du bist jetzt durch.“

Du hast fast kein Fieber mehr.“

„Nein“, flüsterte sie mit ihrer zerborstenen, verbrannten Stimme, „gib mir den Spiegel.“

Ich ging um das Bett herum, nahm den Spiegel und ließ ihn fallen. Er zersprang. „Entschuldige“, sagte ich. „So was Ungeschicktes. Fällt mir einfach aus der Hand und ist auch gleich in tausend Scherben.“

„In meiner Tasche ist noch einer, Robby.“

Es war ein kleiner Spiegel, aus verchromtem Nickel. Ich wischte mit der Hand darüber, damit er etwas erblindete, und gab ihn Pat. Sie rieb ihn mühsam sauber und sah angestrengt hinein. „Du musst abreisen, Liebling“, flüsterte sie dann.

„Warum denn? Magst du mich nicht mehr?“

„Du sollst mich nicht mehr sehen. Das bin ich nicht mehr.“

Ich nahm ihr den Spiegel ab. „Diese Metalldinge taugen nichts, Pat. Sieh nur, wie ich darin ausschaue. Blass und mager. Dabei bin ich doch braun und kräftig. Ganz wellig ist das Ding.“

„Du sollst eine andere Erinnerung an mich behalten“, flüsterte sie. „Fahr weg, Liebling. Ich werde schon allein damit fertig.“

Ich beruhigte sie. Sie verlangte den Spiegel wieder und ihre Tasche. Dann begann sie sich zu pudern, das arme abgezehrte Gesicht, die zerrissenen Lippen, die schweren, braunen Höhlen unter den Augen.

„Nur etwas, Liebling“, sagte sie und versuchte zu lächeln. „Du sollst mich nicht häßlich sehen.“

„Du kannst machen, was du willst“, sagte ich, „du wirst nie häßlich sein. Für mich bist du die schönste Frau, die ich je gesehen habe.“

Ich nahm den Spiegel und die Puderdose fort und legte meine Hände vorsichtig um ihren Kopf.

Nach einiger Zeit wurde sie unruhig.

„Was ist, Pat?“ fragte ich.

„Es tickt so laut“, flüsterte sie.

„Was? Die Uhr?“

Sie nickte. „Es dröhnt so –“

Ich machte die Uhr von meinem Handgelenk los.

Sie blickte angstvoll auf den Sekundenzeiger. „Tu sie weg –“

Ich nahm die Uhr und warf sie gegen die Wand. „So, jetzt tickt sie nicht mehr. Jetzt steht die Zeit still. Wir haben sie mitten durchgerissen. Nur wir beide sind noch da, nur wir beide, du und ich, und niemand sonst.“

Sie sah mich an. Ihre Augen waren sehr groß. „Liebling –“ flüsterte sie.

Ich konnte ihren Blick nicht ertragen. Er kam von weit her und ging durch mich hindurch, irgendwohin. „Alter Bursche“, murmelte ich, „mein geliebter, tapferer, alter Bursche.“

* * *

Sie starb in der letzten Stunde der Nacht, bevor es Morgen wurde. Sie starb schwer und qualvoll und niemand konnte ihr helfen. Sie hielt meine Hand fest, aber sie wusste nicht mehr, dass ich bei ihr war.

Irgendwann sagte jemand: „Sie ist tot –“

„Nein“, erwiderte ich, „sie ist noch nicht tot. Sie hält meine Hand noch fest“

– ”

Licht. Unerträgliches, grelles Licht. Menschen. Der Arzt. Ich öffnete langsam meine Hand. Pats Hand fiel herunter. Blut. Ein verzerrtes, ersticktes Gesicht. Qualvolle, starre Augen. Braunes, seidiges Haar.

„Pat“, sagte ich. „Pat.“

Und zum ersten Male antwortete sie mir nicht.

„Möchte allein sein“, sagte ich.

„Soll nicht erst – “ fragte jemand.

„Nein“, sagte ich. „Rausgehen. Nicht anfassen.“

Ich habe ihr dann das Blut abgewaschen. Ich war aus Holz. Ich habe ihr das Haar gekämmt. Sie wurde kalt. Ich habe sie in mein Bett gelegt und die Decken über sie gedeckt. Ich habe bei ihr gegessen und ich konnte nichts denken. Ich habe auf dem Stuhl gegessen und sie angestarrt. Der Hund kam herein und setzte sich zu mir. Ich habe gesehen, wie ihr Gesicht anders wurde. Ich konnte nichts tun, als leer dasitzen und sie ansehen. Dann kam der Morgen und sie war es nicht mehr.

190 Tugendfratzke *m* (авторск.) – добродетельная рожа

191 Tugendschwein *n* (авторск.) – добродетельная свинья

192 die Leviten lesen – отчитывать, читать кому-либо нравоучения

193 Silhouette *f* (франц.) – силуэт

194 Roma – Рим; **Napoli** – Неаполь; **Firenze** – Флоренция

195 Streichquartett *n* – струнный квартет

196 Zimbal *f* – цимбалы (музыкальный инструмент)

197 Hirtenflöte *f* – свирель

198 Arpeggio *n* (музык.), Pl. **Arpeggien** – последовательное извлечение звуков аккорда

199 Margaretheninsel *f* – остров на Дунае; самый крупный из островов, на которых расположен Будапешт

Pensum 28

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Scheintot sein (war, gewesen), äffen (te,t), etwas ausprobieren, rasen, sinken, dasitzen.

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Lesen Sie den Auszug phonetisch korrekt vor! Übersetzen Sie diesen Auszug schöpferisch!

Ich saß bei ihr am Bett und erzählte ihr, was mir gerade einfiel. Sie durfte nicht viel sprechen, und sie hörte gern zu, wenn ich ihr erzählte, was mir alles schon so passiert war. Am liebsten hörte sie Geschichten aus meiner Schulzeit, und manchmal, wenn sie kurz vorher noch einen Anfall gehabt hatte und blass und zerschlagen in den Kissen saß, verlangte sie schon wieder, dass ich ihr irgendeine Type von meinen Lehrern vormachte. Fuchtelnd und schnaufend, einen imaginären roten Vollbart streichend, wanderte ich dann durchs Zimmer und gab; mit knarrender Stimme Kathederblüten von mir. Ich erfand täglich neue hinzu, und Pat wusste allmählich unter den Raufbolden und Lümmeln unserer Klasse, die den Lehrern immer neuen Ärger bereitet hatten, sehr gut Bescheid. Einmal kam die Nachtschwester dazu, angelockt durch den polternden Bass unseres Rektors, und es dauerte eine ganze Weile, ehe ich ihr zum Vergnügen Pats klargemacht hatte, dass ich nicht verrückt geworden sei, weil ich mitten in der Nacht in einer Pelerine und einem Schlapphut im Zimmer herum hopste und einem gewissen Karl Ossege furchtbar die Leviten las, der heimtückisch das Katheder angesagt hatte.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Welchen Eindruck machte der Tod der jungen Spanierin auf Robert? Warum war Geiger so grob gegen Robert?

2. Auf welche Weise versuchte Robert Patrice in ihren letzten Tagen zu unterhalten und über ihre trüben Gedanken wegzubringen?

3. Warum meinte Robert, dass seine Erinnerungen an „die Zeiten, als er noch glaubte, irgendwann mal Studienrat, Professor oder Komponist zu werden“ nicht schön sind? Wovon zeugen diese Worte Roberts?

4. Worüber dachte Patrice in ihren letzten Tagen „viel zu viel“ nach? Warum wollte sie wissen, wie „es weitergeht, nachher“, was „dahinter ist“? Warum hatte sie Angst von der letzten Stunde zwischen Nacht und Morgen? Starb sie gerade in diese Stunde?

5. Wofür war sie dankbar? Was bereute sie? Wäre es besser gewesen, wenn sie ein Kind von Robert bekommen hätte? Ist es gut, wenn in solchen Situationen die Kinder bleiben?

6. Warum sprach Patrice gerade in ihren letzten Tagen über ihre große Liebe zu Robert?

7. Wie könnten Sie Pats letzte Worte deuten, die sie Robert sagte, als er seine Uhr gegen die Wand geworfen hat: „Jetzt steht die Zeit still. Wir haben sie mitten durchgerissen. Nur wir beide, du und ich, und niemand sonst“?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

- 1) Ritas Tod.
- 2) Roberts Erkältung.
3. Pats Tod.

Anhang

Слова и выражения для смысловой интерпретации текста

I. Einleitung

Der dargebotene Text ist dem Buch ist / dem Roman / der Zeitschrift ... entnommen. Der angeführte Auszug Die vorliegende Geschichte ... Der gelesene Text heißt -... Der Titel der gelesenen Geschichte ist ... Der Titel deutet auf den inneren Sinn... Der Titel deutet auf den Inhalt ... Ohne die Geschichte gelesen zu haben, ist es schwer (leicht), den Inhalt zu erläutern. Der Autor / die Autorin ist ein deutscher (österreichischer) eine deutsche (österreichische) Schriftsteller / Schriftstellerin. Leider ist der Name des Autors kein Begriff für mich. Der Name des Autors sagt mir nichts, aber ich kann vermuten, dass ... Die Geschichte gehört zu den besten Werken von ... Eine faszinierende / wahrheitsgetreue / aufregende Liebesgeschichte Eine glühende Geschichte Ein viel versprechender, ein nichts sagender Titel Der Verfasser dieser Geschichte ist... Die Novelle wurde von verfasst. Der Roman wurde von ... geschaffen.

II. Das Thema

Das Thema dieses Textes ist ... Der Text ist dem Thema (Gen) ... gewidmet. Der Autor behandelt folgendes Thema. Das Thema ist so alt wie die Weltliteratur. Die Darstellung der jungen Generation in ... ist das Hauptthema ... Der Text stellt eine meisterhafte Schilderung (Gen) des Gemüztzustandes eines Menschen in einer extremen Situation / eines Familienkonfliktes /eines Dreiecksverhältnisses u.a. dar. In diesem Auszug handelt es sich um (A) ... In der Geschichte geht es um (A) ... In der Erzählung ist die Rede von (D) ... Der Autor beschreibt bedeutende Ereignisse... Der Text schildert eine Episode aus (D) ... Im Text wird ein Ereignis aus dem Leben von (D) ... / (Gen) ... erzählt. Ein großes historisches Ereignis geht dem Text zugrunde. Der Inhalt des Textes ist dem Leben entnommen. Die Geschichte ist nach dem Leben geschrieben. Wahre Ereignisse liegen dem Inhalt zugrunde. Die Geschichte ist (nicht) ausgedacht. Es ist eine wahre Geschichte von (D) / über (A) ... Als Erzähler / Erzählerin tritt eine der Hauptpersonen auf. Der Text ist in der Form eines Dialogs zwischen ... geschrieben. Die Ich-Form ermöglicht den unmittelbaren

Verkehr zwischen dem Autor und dem Leser. Der Autor erzählt hier seine persönlichen Erlebnisse, seine Beobachtungen, äußert seine Meinung über (A)

...

III. Das Problem

Der Autor wirft ein wichtiges / brennendes Problem auf. In dieser Geschichte werden einige aktuelle Probleme aufgeworfen. Ich möchte folgendes Problem erörtern. Der Autor behandelt ein akutes Problem. Die Probleme können folgenderweise formuliert werden; das Problem der Charakterformung eines jungen Menschen; das Problem der Erziehung der heranwachsenden Generation, der geistigen Erziehung der Kinder; das Problem der Beziehungen zwischen den Lehrern und den Schülern, zwischen dem Elternhaus und der Schule, zwischen den Erwachsenen und den Kindern, zwischen den Jugendlichen; das Problem der Verantwortung der Eltern für das Schicksal (die Erziehung) ihrer Kinder; das Problem des Kampfes für (A) (um, gegen A), des Guten und des Bösen; das Problem der Bestimmung eines Menschen, der Schaffung guter, verantwortungsvoller Beziehung zwischen Eltern und Kindern, zwischen Mann und Frau; das Problem der Überwindung des Nichtverstehens zwischen ... das Problem des gegenseitigen Verständnisses / Vertrauens zwischen ... das Problem der Wahl zwischen Pflicht und Versuchung / Pflichten und Wünschen / wahren und falschen Werten / heißem Geld und Gewissen; das Problem der Kraftprobe eines Menschen in einer schwierigen / extremen Situation; das Problem der Suche nach dem Lebenssinn; der Rolle des Zufalls im Leben des Menschen; das Problem der Einsamkeit des Menschen; der Suche nach dem idealen Lebenspartner; das Problem der Ausländer /Aussiedler in ... das Problem der Integrationsschwierigkeiten und der Identitätsfindung der Ausländer in einem fremden Land

IV. Inhaltsangabe

Ich möchte den Inhalt des Textes kurz wiedergeben. Die Handlung spielt in Deutschland / in unserer Zeit / in den zwanziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Handlung spielt sich in einer deutsche Schule / Familie ab. Die handelnden Personen sind ... Die Hauptperson ist ... Die weiteren handelnden Personen sind ... Der Hauptheld ist aus dem Leben gegriffen. Das ist so weit alles zum Inhalt / zum Hauptgeschehen des gelesenen Textes.

V. Charakteristik der handelnden Personen

Die Hauptperson kann als Nom. (ein anständiger Mensch) charakterisiert werden. Ich würde die Hauptpersonen als (A) (einen zuverlässigen Menschen) charakterisieren. Es ist schwer für mich die Hauptperson eindeutig zu charakterisieren, weil er widersprüchliche Eigenschaften besitzt. Diese Gestalt ruft in mir zwiespältige Gefühle hervor. Die Hauptperson ist ein positiver / negativer Mensch. Die Hauptperson zeigt sich / erweist sich als Nom. (ein

charakterfester Mensch). Die Hauptperson repräsentiert die jüngere / ältere Generation in ... Er (sie) zeichnete sich durch (A) ... aus. Der Autor charakterisiert seinen Helden durch (A) (sein Verhalten zu ...; seine Handlungen) Seine Charakteristik kann durch (A) (einige Tatsachen und Episoden aus dem Text) ergänzt werden. Ein Beweis für A. (seine Entschlossenheit) ist folgende Episode (Tatsache). Von D. (seinem starken Charakter) zeugt folgendes. Von D. (seiner Unentschlossenheit) zeugen seine Beziehungen zu D. Diese Tatsache bestätigt, dass Sein Verhalten lässt uns behaupten, dass ... Aus seinen Taten lässt sich schließen, dass Aus dieser Tat ergibt sich, dass ... Erinnern wir uns an folgende Tatsache aus D. (seinem Leben, seiner Tätigkeit u.s.w.) Ihm sind folgende Charaktereigenschaften eigen. Er schwankt zwischen Verzweiflung und Hoffnung. Er will seine Pflicht erfüllen. Es ist für ihn unmöglich, anders zu handeln. Die Hauptperson wird in dieser Situation mit schwierigen Problemen konfrontiert. Er / sie stößt auf viele Probleme, die er /sie lösen kann. An seiner /ihrer Stelle würde ich ebenso handeln. Seine Entschlossenheit bei der Verfolgung seines Zieles. Rücksichtslos setzt er seinen Willen durch. Der Autor idealisiert seinen Helden nicht. Er zeigt seine Schwächen und starke Seiten. Er kommt in Konflikt mit D. Er fand keinen Ausweg aus D. Er tat sein Bestes. Er fürchtete sich nicht vor den Schwierigkeiten. Es gefällt mir (nicht) an dem Charakter des Helden, dass er ... Ich halte ihn für A. Ich (miss)billige sein Benehmen. Ich bedauere sein Schicksal. Diese Charaktereigenschaft ist mir sympathisch. Ich sympathisiere mit D. Meine Sympathien gehören D. Er zeigt tiefe Zuneigung zu D. / Abneigung gegen A. Ich möchte beide Personen vergleichen. Sie sind grundsätzlich verschieden. Sie werden einander gegenübergestellt. Der Gegensatz zwischen ... ist beträchtlich (groß). Der eine ist ... , der andere aber ist Ein Charakterzug vereinigt beide ... Verschieden verhalten sie sich zu D. Ganz verschieden denken (handeln, benehmen sich) sie. Im Gegensatz zu D. handelt er ... Seinem Egoismus stellt er Liebe zu D ... entgegen. Sie haben viel Gemeinsames / viele Unterschiede. Sie unterscheiden sich voneinander durch A. / in D. Sie gehören zu verschiedenen sozialen Schichten. Sie sind auf verschiedenen sozialen Stufen. Der Autor gibt eine tiefe psychologische Analyse der Beweggründe / der Motive der Handlungen von D. /des Verhaltens von D. Der Autor greift zu vielen / verschiedenen sprachlichen Mitteln, um ... zu charakterisieren. Die Hauptgestalt wird folgenderweise vom Autor charakterisiert: durch die Autorenrede, die Handlungen, das Sprachporträt, die innere Rede / den inneren Monolog, die Worte der anderen Personen. Der Autor verwendet verschiedene sprachliche Mittel, um die emotionale Wirkung auf den Leser zu erhöhen. Zum bildlichen Ausdruck der Gedanken verwendet der Autor Metaphern, Vergleiche, Personifizierung, Gegenüberstellung, Wiederholung, Aufzählung, den inneren Monolog. Die handelnde Person wird in diesen Textstellen treffend charakterisiert. Der Autor besitzt wenig / keine

ausgezeichnete Menschenkenntnis. Seine Menschenkenntnis ist bewundernswert. Das zeugt von großer Menschenkenntnis.

Positive Charaktereigenschaften

anständig, aufmerksam, aufrichtig, beharrlich, bescheiden, charakterfest ehrlich, empfindsam, energisch, ernst, feinführend, findig, freundlich, geduldig, gelassen, gerecht, gescheit, gutherzig, gutmütig, human, humorvoll, klug, lebenslustig, mitfühlend, mutig, optimistisch, prinzipienfest, schlagfertig, selbstständig, streng, taktvoll, temperamentvoll, treu, verschwiegen, willensstark, wissbegierig, zielbewusst, zurückhaltend, zuverlässig, zuvorkommend

Negative Eigenschaften

berechnend, boshaft, brutal, charakterschwach, dumm, egoistisch, ehrgeizig, eigensinnig, faul, frech, gefühllos, geizig, gemein, gleichgültig, grob, hartherzig, heimtückisch, herzlos, heuchlerisch, hochmütig, kleinstütig, launisch, leichtsinnig, leichtgläubig, listig, nervös, neugierig, rachsüchtig, schlau, schüchtern, schwankend, taktlos, träge, unzuverlässig, verlogen, verschlossen, willenlos, zerstört Vokabeln zur Charakteristik des Gemütszustandes des Menschen ärgerlich, aufgeregt, begeistert, bekümmert, betrübt, böse, einsam, empört, erregt, erschrocken, erstaunt, fröhlich, gespannt, glücklich, hastig, liebevoll, nachdenklich, nervös, ratlos, sprachlos, überrascht, vergnügt, verlegen, vernünftigt, verwundert, zärtlich, zuversichtlich

VI. Schluss

Diese Geschichte machte auf mich einen guten (tiefen, schlechten) Eindruck. Die Erzählung beeindruckte mich, weil ... Der Text mir gut gefallen hat, denn ... Der Text niemand kalt lassen kann, weil ... Der Text in mir verschiedene Gefühle weckte. Die Geschichte enttäuschte mich (nicht). Der Textinhalt regt zum Nachdenken an. Ich finde den Text problemreich (lehrreich). Man kann aus dem Text eine Lehre ziehen. Die Hauptidee des Textes ist ... Der Grundgedanke ist der folgende. ... Der Autor stellte ... wahrheitsgetreu dar. Der Autor schilderte ... spannend. Aus dem Gelesenen kann ich schließen / lässt sich schließen, dass ... Anschließend möchte ich ausführlicher zum folgenden Problem sprechen / folgendes Problem erörtern. Der Autor lässt die Leser diese Szene / Episode miterleben / mitschauen / mithören. Spannung und Romantik, Witz und Drama, stecken in dem Stoff. Die ironische Pointe des Textes besteht in D.. Der Text stellt eine Grotteske / Parodie / Übertreibung dar. Die Sujetlinie scheint einfach verwickelt zu sein. Die Geschichte geht zu Herzen. Das ist eine Geschichte / Novelle, die das Leben schrieb. Aufforderung Ich möchte von Ihnen wissen, ... Mich interessiert, ... Ich möchte wissen, ob ... Mich interessiert, ob ... Mich interessiert, ob Sie mit

... einverstanden sind. Darf ich fragen, ...? Können Sie mir erklären, was man unter ... versteht. Darf ich fragen, was unter ... zu verstehen ist? Ich möchte gern wissen, ob ... Bitte sagen Sie mir doch, ... Vielleicht wissen Sie etwas über ...? Darf ich Sie vielleicht bitten, uns (mir) zu sagen, ...? Ich möchte unbedingt wissen, ... Aussage Dazu ist folgendes zu sagen: ... Dazu möchte ich folgendes sagen: ... Ich weiß, ... Ich meine, ... Wie sich herausstellte, ... Man kann sagen, ... Ich bin der Meinung, dass ... Es ist sicher, dass ... Es steht fest, dass ... Es ist mir klar, dass ... Offensichtlich, weil ... Sicherlich deshalb, weil ... Darf ich dazu folgendes sagen? Gestatten Sie mir, dazu folgendes zu sagen: ... Ich erlaube mir, dazu festzustellen, dass ... Soviel ich weiß, ... Wenn ich mich nicht irre, ... Wenn ich richtig verstanden habe, ... Es scheint mir, ... Mir scheint, ... Mir ist nicht klar, ... Es fragt sich, ... Wahrscheinlich kann man sagen, dass ... Leider ist es eine Tatsache, dass... Es wird behauptet, (dass)... Man sagt, dass... Ich habe mich leider geirrt. Ohne Zweifel hat das folgenden Grund. Dazu möchte ich eindeutig sagen: ... Es besteht kein Zweifel (daran), dass ... Ich bin ganz sicher, dass ... Ich weiß ganz genau, dass ... Ich bin (fast davon) überzeugt, dass Schlussfolgernde Aussagen Daraus kann man Schlussfolgerungen ziehen: ... Das hängt damit zusammen, dass ... Daraus ist zu schlussfolgern, dass ... Das erklärt sich daraus, dass ... Das steht damit im Zusammenhang, dass ... In diesem Zusammenhang möchte ich sagen, dass ... Aus dem, was gesagt wurde, geht hervor, dass ... Aus dem Gesagten geht hervor, dass ... Zusammenfassend möchte sagen, dass ... Ich darf zusammenfassen. Zustimmung Ich stimme Ihnen zu, ... Ich kann nicht leugnen, dass ... Ich teile Ihre Meinung, dass ... Ich kann dieser Meinung, dass ... , nur unter Vorbehalt zustimmen. Zweifel Ich zweifele daran, (dass) ... Ich zweifele daran, denn ... Ich möchte bezweifeln, dass ... Ich bin nicht sicher, dass ... Ich bin nicht sicher, weil ... Es scheint mir fraglich, ob ... Es ist die Frage, ob ... Ich habe die stärksten Zweifel, dass ... Ablehnung Ich bin anderer Meinung. Ich bin mit Ihrer Behauptung nicht einverstanden. Ihre Auffassung kann ich nicht teilen. Entschuldigen Sie, aber das stimmt nicht. Ich bedauere, aber ... gefällt mir nicht, denn ... Ich bin gegen ... Ich bin in keiner Weise mit ... einverstanden, weil ... Es stimmt einfach nicht, dass ... Ich muss diesen Standpunkt entschieden ablehnen.

Учебное издание

**Гильфанова Гульнара Тавкильевна
Салимзанова Диляра Айратовна**

HAUSLEKTÜRE

Часть 2

Корректурa авторская

Отпечатано в Издательско-полиграфическом центре
Набережночелнинского института
Казанского (Приволжского) федерального университета

Подписано в печать 15.04.2020
Формат 60x84/16. Печать ризографическая.
Бумага офсетная. Гарнитура «Times New Roman».
Усл. п. л. 7,1. Уч.-изд. л. 7.0.
Тираж 50 экз. Заказ № 1573

423810, г. Набережные Челны, Новый город, проспект Мира, 68/19
тел./факс (8552) 39-65-99 e-mail: ic-nchi-kpfu@mail.ru